Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 16 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **27. September 1907**

Die Abkehr der Gebildeten von der Politik.

Von Werner Sombart.

Das war es, wovon wir ausgegangen waren und wohin wir nunmehr (um diese „politischen" Betrachtungen einstweilen zu einer Art von Abschluß zu bringen) zurückkehren: Die Frage: wie erklärt es sich, daß heutigentags zumal in Deutschland sich gerade die Gebildeten immer mehr dem politischen Leben entfremden. Ich habe die Antwort zu geben versucht: weil die Politik reizlos, ja abstoßend geworden ist. Und habe diese Tatsachen nach bestem Wissen und Gewissen zu erklären versucht: erst mit dem Hinweis auf allgemeine Erscheinungen unserer Zeit: die Herausbildung eines ganz eigenartigen Kulturgeschmacks, dem das Politische an sich zuwider oder wertlos erscheint; die Verflachung und Verrohung der zum Inhalt eines Berufs gewordenen Politik, die es dem Mann von Geist und Feingefühl unendlich schwer machen, sich politisch zu betätigen. Und bin dann den Gründen nachgegangen, die speziell in Deutschland eine Anteilnahme am politischen Leben erschweren. Welches diese Gründe sind, muß ich nun aber erst im Zusammenhange darlegen, da ich einstweilen nur die politischen Zustände in Deutschland zu beschreiben versucht habe, ohne die Beziehungen zu der uns hier beschäftigenden Frage im einzelnen aufzuweisen.

(Dabei denke ich in erster Linie immer an die Politik in Reich und Staat: wie sich der einzelne zu dem politischen Leben in den Selbstverwaltungskörpern stellt, wird von der Eigenart der Lage abhängen. Hier ist ja die politische Betätigung oft noch die alte, urwüchsige, selbstverständliche Anteilnahme am öffentlichen Leben, wie sie alle früheren Zeiten charakterisiert hatte.)

Wollen wir uns klar darüber werden, welchen Sinn die praktische Beschäftigung mit politischen Problemen (also die aktive Teilnahme an der Politik) für einen Mann in Deutschland haben kann, so müssen wir von der feststehenden Tatsache ausgehen: daß der Gang der Politik in Deutschland in den nächsten Menschenaltern aller Voraussicht nach in den Grundzügen derselbe bleiben wird, der er heute ist. Das lehrt uns ja eben ein Einblick in die Bedingungen unseres öffentlichen Lebens, von denen jedermann weiß, daß sie in der Zukunft sich nicht ändern werden: der aus feudalen Wurzeln sprossende Herrscherstamm in Preußen-Deutschland; die eigentümliche wirtschaftliche Struktur ganz Ostdeutschlands; die konfessionelle Spaltung; die militaristische Tradition — all das bleibt und bestimmt für die Politik in Deutschland die Richtung. Dabei mag sich die „Industrie" noch weiter

ausdehnen: wir wissen aus der Erfahrung der letzten Jahrzehnte, daß sie im Kampfe mit dem Feudalismus immer unterliegen wird. (Selbst wenn ihre Männer hie und da ein Ministerportefeuille als Gnadenbrocken zugeworfen bekommen.) Sie wird sich ihm beugen oder selbst seine Allüren annehmen.

Daß aber sich in Deutschland irgend etwas wie eine „Revolution" ereignen werde, glaubt wohl jetzt — nach den vielen mißglückten Versuchen der letzten Jahre, die deutsche Volksseele zum Kochen zu bringen — selbst Rosa Luxemburg nicht mehr.

Alsdann bestehen grundsätzlich zwei verschiedene Arten, sich in Deutschland politisch zu betätigen: entweder man will an der Regierung des Landes, an der politischen Macht teilnehmen oder man will sein Leben lang Opposition machen. Je nachdem man sich für das eine oder das andere entscheidet, sind die Wege verschieden, die man zu beschreiten hat, um sein Ziel zu erreichen. Wir verfolgen zunächst den Weg, der in Deutschland zur politischen Macht führt.

Wer bei uns Anteil am politischen Regiment haben will, muß zunächst eine bestimmte politische Gesinnung — die konservative — prästieren (Zentrumsangehöriger zu sein, ist bei der wechselnden Konjunktur dieser Partei à deux mains zu riskant, da man ja mit der Dauer eines Menschenalters rechnen muß). Hat er diese Gesinnung von Hause aus, oder kann er sie sich anzüchten, so fragt es sich nun: ist unser Aspirant von junkerlichem Geblüt oder bürgerlichen Stammes. In jenem Falle gestaltet sich sein Leben nicht reizlos. Er kann Soldat sein, solange es ihm behagt; kann die Freuden der diplomatischen Luxuskarriere in den schönsten Städten des Auslandes genießen; kann dann das Beste tun, was ein vernünftiger Mensch zu tun in der Lage ist: kann seine Güter bewirtschaften und dann, wenn er auf der Höhe des Lebens angelangt ist, wird er Minister oder Reichskanzler. Er lebt sich im wahren Sinne des Wortes nach allen Seiten hin aus. Und *seine* Anteilnahme an der Politik ist gewiß jedes Mannes von Bildung und Geschmack würdig.

Ganz anders gestaltet sich das Lebensschicksal dessen, der bürgerlicher Herkunft ist. Freilich: Sonntagskinder gibt es auch unter den Bürgerlichen: die ihr Leben mit irgend einer nützlichen und ersprießlichen Tätigkeit ausfüllen — etwa im Bankenfache — und dann plötzlich Staatssekretär werden. Auch nicht übel. Nur daß es seltene Ausnahmen sind und daß diese Gewinnnummern immer nur auf Leute fallen, die zufällig sehr viel Geld haben. Der große Trost der Aspiranten auf politische Macht, wenn sie bürgerlicher Observanz sind, muß eine harte Schule durchmachen: die Schule der Bureaukratie. In unbeschreiblicher Selbstverleugnung muß er ein Menschenalter Akten fressen, um schließlich ein Partikelchen der politischen Macht als Ministerialdirektor oder auch in einigen Fällen als Minister zu erlangen. Und wieviele bleiben in den Niederungen der Beamtenlaufbahn stecken, wo sie als Oberregierungsräte oder auch Wirkliche Geheime Oberregierungsräte geisttötende unselbständige Bureauarbeit zu verrichten haben. Ein Mann von Lebensgeschmack (auch wenn er die konservative Gesinnung aufzubringen vermag) wird es sich zehnmal überlegen: ob er um den Preis eines langen Bureaukratenlebens (das ihn dreißig oder vierzig Jahre zum Scheintode verurteilt) nach der Palme der politischen Macht (die dann immer noch eine stark moderierte und temperierte ist, wenn ein Monarch wie Wilhelm II. die Geschicke des Landes bestimmt) streben will. (Daß er ein paar Jahre

der konservativen Fraktion im Reichs- oder Landtage angehören muß, ist nicht das schlimmste: das bedeutet für ihn eine angenehme Unterbrechung seiner öden Landratszeit, die er vielleicht an einem kleinen Orte an der russischen Grenze verbringen muß, durch ein paar Monate Großstadtleben; bedeutet das Zusammensein mit Leuten, die wenigstens gesellschaftliche Manieren haben und keine zerlegbaren Hemden tragen.)

Wer nun aber nicht konservativer Gesinnung ist und doch sich politisch betätigen möchte: für den bleibt nichts übrig, als sich lebendig in der Opposition begraben zu lassen. Das heißt: sein ganzes Leben mit Agitation und Rederei auszufüllen, ohne die geringste Hoffnung, jemals seine Ideen in die Wirklichkeit übertragen zu können. Und das schlimmste: er muß sich einer der bestehenden Parteien anschließen (denn auf die Gründung einer neuen Partei auszugehen, ist ein unfruchtbares Unterfangen: vestigia terrent!) So entsteht die Frage: welcher? Der Freier wird in die peinlichste Verlegenheit kommen: ob er die liberale oder die sozialistische Braut heimführen soll. Beides sind Damen von außerordentlich geringen Reizen. Verblüht, verwelkt alle beide.

Die eine: noch immer lebenslustig, noch immer auf den Prinzen wartend, der sie erlösen soll. (Sie kommt in die Jahre, wo sie denkt: jetzt oder nie und gibt sich der Umarmung des ersten besten hin, der ihr in den Weg läuft: „Paarung"!)

Die andere: vergrämt, zänkisch, ein rechter Drache mit schlechten Manieren.

In der Tat: die Wahl ist nicht leicht!

Ernst gesprochen: wie ist es denkbar, daß ein Mann von Geschmack und Geist und etwas modernem Wesen sich in die Genossenschaft mit Leuten begibt, die von alledem entweder nichts besitzen oder — davon keinen Gebrauch machen dürfen. Denn ich kenne persönlich manchen sozialdemokratischen oder freisinnigen Parteimann, der die genannten Eigenschaften in hohem Maße besitzt. Nur daß er sicher sie nicht als Politiker verwerten darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich lächerlich zu machen oder aus der Partei hinauszufliegen. Und wenn noch ein Preis dem Sieger winkte! Aber das Fatale ist ja eben dieses: daß alle oppositionellen Politiker in Deutschland sich sagen müssen: du drischest leeres Stroh; du verkümmerst in geschäftigem Nichtstun; du verlierst deine besten Jahre an eine Aufgabe, wie sie Sisyphus oder die Danaiden als furchtbare Strafe zu erfüllen hatten.

So werden wir uns fern vom politischen Leben halten: in der Zukunft noch mehr als bisher. Aus Gründen, die nun wohl deutlich zutage liegen.

Aber man wird uns einwenden: ob dir eine politische Tätigkeit reizvoll erscheint oder nicht — darauf kommt es gar nicht an. Es ist einfach deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, dich für Politik zu interessieren und an dem politischen Leben dich zu beteiligen, gerade auch wenn diese Beteiligung dir lästig und peinvoll ist.

Darauf werden wir erwidern: wenn es sich wirklich um die Erfüllung einer moralischen Pflicht handelte, würden wir sie selbstverständlich erfüllen. Aber von einer allgemeinen Pflicht zur Teilnahme an der Politik kann keine Rede sein. Vielmehr wird es stets auf die besondere Lage der Dinge ankommen. Ich verstehe, daß im Augenblick in Rußland jeder lebendige Mensch regen Anteil an den politischen Vorgängen nimmt (oder wenigstens während der vergangenen Jahre genommen hat); ich verstehe sogar, daß es eine Pflicht war für jeden Deutschen in den 1860er und zum Teile noch in den

1870er Jahren, sich mit Politik zu befassen, weil in dieser Zeit Lebensfragen der Nation auf dem Spiele standen und man noch nicht zu übersehen vermochte, wie sich das Kräfteverhältnis der verschiedenen politischen Machtfaktoren gestalten würde.

Aber ich leugne ganz entschieden, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt für einen gebildeten Deutschen eine Pflicht bestehe, sich am politischen Leben zu beteiligen.

Eine derartige Pflicht ließe sich (vom Standpunkt des „Gemeinwohls" aus, der allein in Frage käme, denn daß aus dem persönlichen Interesse eine solche Pflicht sich nicht ableiten läßt, ist nach allem, was wir wissen, klar), eine derartige Pflicht, sage ich, ließe sich doch immer nur mit dem Hinweis begründen, daß die bestehenden Zustände eine Veränderung erfahren und daß wir daran mithelfen müssen. (Da ihre Fortsetzung in gleicher Richtung wie bisher ja bei dem Weiterwirken der heutigen Faktoren gewährleistet wäre.)

Nun glauben wir aber, erkannt zu haben, daß eine grundsätzliche Aenderung, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, gar nicht herbeigeführt werden kann.

Man wird aber niemanden verpflichten wollen, bei einem Werke mitzuwirken, das von vornherein aussichtslos erscheint. Wenn nun einer aber auch den Glauben haben sollte (und es wird sich naturgemäß niemals ein exakter Beweis führen lassen, daß er falsch sei): die Richtung der deutschen Politik ließe sich wesentlich ändern: wäre denn eine grundsätzliche Aenderung von so großem Segen, daß man sie mit allen Kräften herbeizuführen sich angelegen sein lassen müßte? Ist denn der heutige Zustand so arg schlimm, daß er sich gar nicht mehr ertragen läßt? Und ist Hoffnung vorhanden, daß bei einer Verschiebung unserer Politik in demokratischer Richtung so arg viel gewonnen würde? Wie die Parteikonstellation bei uns nun einmal ist?

Ich gestehe ganz offen: ich für meinen Teil würde diese Hoffnung nicht zu hegen wagen. Und ich bin der Ansicht, daß unsere Regierung wirklich nicht so schlimm ist, um sich die Haare zu raufen.

Mein Gott, ja: sie ist ein bißchen kleinlich in vielen Dingen; ein bißchen bevormunderisch; sie ist nicht immer aufrichtig und nimmt gern den Mund etwas voll. Darüber kommt man als friedlicher Bürger mit a weng Hamur ganz gut hinweg. Und mit Hilfe des guten Simpel. Sie hat doch dafür auch gute andere Eigenschaften: sie ist so hübsch ordentlich, daß es eine Freude ist; sie ist unbestechlich und manches sonst. Im übrigen braucht man sich ja nicht um sie zu kümmern. Und die Hauptsache: ich sehe nicht, daß wesentliche Lebenswerte durch sie zerstört oder in ihrer Entfaltung aufgehalten würden. Und da erinnere ich daran, was ich in einem der früheren Essays von der Ueberwertung des Politischen gesagt habe: daß wir uns viel zu sehr gewöhnt haben, alles Gute und alles Ueble, alles Wohl und Wehe vom guten oder schlechten Regiment herzuleiten, während dieses bis zu einer sehr weiten Grenze ohne Bedeutung für die Wesenseigenart unseres Lebens ist, selbst dort, wo dieses Gemeinschaftsleben wird.

Wenn ich mir drei der größten Interessengebiete vor Augen halte: die wirtschaftliche Kultur, die geistige und künstlerische Kultur und das Wohl der arbeitenden Klasse und mich frage: wodurch schädigt unser politisches System diese Interessen, in welchem Sinne könnten sie durch ein anderes (NB. mögliches!) politisches System mehr gefördert werden; ich muß gestehen, daß ich nichts finde. Auf allen drei Gebieten betätigen sich Kräfte, die unab-

hängig von allem politischen Charakter sind und die sich zu betätigen heute allen Spielraum haben.

Wirtschaftlichen Aufschwung haben wir in Hülle und Fülle: mehr als zuviel (und Zuckererbsen nicht minder). Würde eine Regierung hier etwas stoppen, wär's gar kein Schade.

Der Strom der geistigen und künstlerischen Kultur fließt zwar nicht in dem offiziellen Bett dahin, aber er fließt darum nicht minder stark; er gräbt sich eben ein eigenes Bett. Ich wüßte nicht, daß ein einziger Dichter oder Gelehrter oder Künstler durch unser Regierungssystem gehindert würde, etwas Tüchtiges zu leisten. Mein Gott: wir bedürfen doch nicht der staatlichen Universitäten und Akademien, um Wissenschaft und Kunst zu treiben!

Und die Interessen der arbeitenden Klassen werden heute am besten durch gewerkschaftliche Selbsthilfe gewahrt, die sich zwar nicht ganz frei betätigen kann, aber doch so stark in dem letzten Menschenalter betätigt hat, daß ein Mehr kaum denkbar ist bei normaler Entwicklung. Soweit aber Staatshilfe (wie Versicherung usw.) den Arbeitern frommt, ist keine Regierung der Welt so bereit, ihnen entgegenzukommen wie die deutsche.

Man soll sich auch hüten, blindlings für irgend welchen Uebelstand das Regierungssystem haftbar zu machen — etwa für die Lebensmittelteuerung (die ganz gewiß nur zum allerkleinsten Teil durch unsere Zollpolitik herbeigeführt ist) oder für den herrisch-knechtischen Ton, für die Schärfe der gesellschaftlichen Gegensätze in Deutschland und insonderheit Preußen und ähnliches. Diese Dinge haben viel tiefere Gründe und würden nicht aus der Welt geschafft werden, möchte das Regierungssystem auch von Grund auf sich ändern. Viel davon steckt im Blut, anderes in der sozialen Struktur, drittes in unabänderlichen weltwirtschaftlichen Zusammenhängen usw.

Ich meine also im Ernst: es ist nicht so schlimm, wie man es gern macht. Wir können unter unserer Regierung ganz gut leben. Und der Sprüche schlechtester ist nicht:

„Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten . ."

Freilich — man ist nicht dabei. Aber muß man denn bei allem dabei sein? Namentlich wenn es dort so wenig erfreulich zugeht wie im politischen Leben?

„ . . . Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin."

Aber es könnte „schlimmer" werden, sagt man. Warum? Ich sehe keinen Grund. Warten wir's ab. Wenn's wirklich „schlimmer" wird und vitale Interessen etwa bedroht werden sollten, dann ist es immer noch Zeit, sich zu bedenken.

Einstweilen komme ich zu dem Ergebnis: lassen wir die Hände von der Politik. Wir haben besseres zu tun.

Die marokkanische Frage und die öffentliche Meinung in Frankreich.

So weit man auch in den historischen Erinnerungen Frankreichs hinaufgehen mag, immer bemächtigte sich, sobald ein Kampf in der Nähe oder der Ferne ausbrach, sobald ein Kanonenschuß abgefeuert wurde, eine gewaltige, oft lärmvolle Begeisterung des ganzen Landes. Heute dagegen löst das Gewehrgeknatter und der Kanonendonner von Casablanca keinen patriotischen Gefühlsüberschwang bei den Volksmassen aus. Man beklagt wohl die Tapfern, die dort, der Pflicht gehorchend, in den Tod gegangen sind, aber das ist auch alles.

Soll man aus diesem Schweigen, dieser Unempfindlichkeit, den Schluß ziehen, daß die Vaterlandsliebe im Erlöschen begriffen ist, daß Hervés Theorien diese Tugend, ohne die kein Volk bestehen, geschweige denn groß werden kann, erstickt haben? — Keineswegs!

Man hat in Frankreich nur eingesehen, daß die Arbeit, die unsre algerischen Truppen und unsre Seesoldaten dort leisten sollen, kein großartiger Eroberungs- oder Verteidigungskrieg ist, daß in Marokko weder die Würde der Nation noch die Ehre der Fahne auf dem Spiele steht.

Vor zwei Jahren, als Rouvier an Stelle Delcassés Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, ereigneten sich gewisse diplomatische Verwicklungen, die Frankreich in der ruhigen Entwicklung seiner republikanischen Regierungsform aufhielten. Niemand wünschte einen bewaffneten Konflikt, denn schon längst hatte der gesunde Menschenverstand und die Logik den Sieg davongetragen über jenen maßlosen, falschen Patriotismus, den man „Chauvinismus" betitelt.

Aber man empfand doch allmählich eine gewisse Unruhe, man fühlte jenen Odem wehen, der Krisen und Stürmen voraufzugehen pflegt, und der die Gleichgültigkeit aufrüttelt und den Mut entflammt.

Es dauert Jahrhunderte und kostet Revolutionen, um das Fühlen und Denken eines Volkes umzugestalten. Deshalb sind auch die Völker, denen politische und soziale Stürme erspart bleiben, zu einer langsamen Evolution verurteilt.

Die Gedanken entwickeln sich, wandeln sich um. Das soziale Ideal wächst, kleidet sich in neue Formen, aber es bedarf der „Tat", damit es aus dem Gebiete der Spekulation und der Philosophie in das Gefilde des Lebens übergehen und eine greifbare Gestalt annehmen kann.

Begeisterung erweckte in Frankreich von jeher nur die Notwendigkeit den vaterländischen Boden zu verteidigen, oder der Gedanke, daß man verpflichtet sei, Gut und Blut für eine große Idee einzusetzen. Immer hatte man also ein hohes Ziel im Auge, das Begeisterung erwecken konnte.

Von dem marokkanischen Abenteuer läßt sich nichts Derartiges rühmen. Die Aufgabe, die unsrer Armee dort gestellt ist, ähnelt derjenigen, die sonst nur Polizisten, Gerichtsvollziehern und Henkern zukommt.

Welchen von diesen drei Fällen man nun aber hier annehmen mag, — nie haben wir es mit einer Idee zu tun, die auch nur einen Tropfen Blut kosten dürfte!

Schon in dem Kriege gegen China, wo Franzosen und Deutsche Schulter an Schulter für die Zivilisation kämpften, sah man patriotische Begeisterung nur in den offiziellen Sphären und bei der Armee.

Ich hielt mich damals gerade in Deutſchland auf, als der Feldmarſchall Graf von Waldersee wie ein Triumphator durch das Land zog, um ſich auf ſeinen Poſten zu begeben. Da hörte ich wohl einige Vivat hoch! aber noch viel mehr Spott und Hohn: Man leſe nur die Witzblätter jener Zeit!

Weder fanden damals Deutſchland und Frankreich in China, noch finden jetzt Frankreich und Spanien in Marokko den Ruhmeskranz, der einen glücklichen oder unglücklichen Feldzug rechtfertigt, den Sieg verſchönt oder die Niederlage mildert.

*

Der Vertrag von Algeciras, deſſen Unzulänglichkeit die gegenwärtigen marokkaniſchen Wirren deutlich hervortreten laſſen, war eher ein Mißtrauensvotum als eine Verſtändigung unter den kontrahierenden Mächten.

Prüft man dieſes ſo mühevoll errichtete Dokument, verſteht man zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſo merkt man deutlich den Grundgedanken, der das Ganze durchdringt, ſo ſehr die Diplomaten ſich auch bemüht haben, ihm ein mildes Ausſehen zu geben: Die kontrahierenden Mächte verbinden ſich im voraus gegen jede unter ihnen, die es je verſuchen ſollte, die Integrität des marokkaniſchen Reiches gewaltſam anzutaſten.

Dieſes Mißtrauen erweckten insbeſondere drei Nationen:

Frankreich, wegen der geographiſchen Lage und ſeiner großen algeriſchen Kolonie;

Deutſchland, wegen ſeiner Militärmacht und wegen ſeiner Kolonialpolitik, die es über ſeine Grenzen hinausdrängt;

Spanien, wegen der feſten Plätze, die es ſchon auf marokkaniſchem Boden beſitzt.

England hielten ſpezielle Vereinbarungen, die ſich aus den allgemeinen politiſchen Verhältniſſen Europas ergaben, von dem Wettbewerb fern: Hatte ſich doch Delcaſſé während der langen Zeit, wo er am Ruder war, wenn nicht gerade durch die engliſche Regierung inſpirieren laſſen, ſo doch immer ſich ihrer Einwilligung verſichert.

Er beſorgte alſo nicht, auf ein Hindernis zu ſtoßen, wenn es zur Beratung der Klauſeln eines allgemein europäiſchen Vertrages kommen würde; hegte er aber dennoch einige Befürchtungen in bezug auf dieſe Konferenz, ſo lag dies darin, daß er aus hundertmal ausgeſprochenen und nie beſtrittenen Gründen Frankreichs Rechte in Marokko als unbeſtreitbar und unverjährbar betrachtete.

Als kluger Staatsmann beobachtete Delcaſſé den Grundſatz, daß man mit allen Mächten in gutem Einvernehmen leben müſſe: Nur mit unſerm öſtlichen Nachbarn machte er eine Ausnahme.

Ich erinnere mich, ſeinerzeit die politiſchen Maßnahmen des Herrn Delcaſſé ſtrenge kritiſiert zu haben. Er war und iſt noch ein guter Patriot, aber ſeine — wie unſrer aller — Göttin Frankreich hätte auf ſein Liebeswerben wie eine Heldin Dumas' antworten können: Sie müſſen mich weniger lieben und mich beſſer verſtehen!

Rouvier, der die allgemeine politiſche Lage gründlich kannte, begriff dagegen, daß es nicht an der Zeit war, eine „Politik der ſchlechten Laune" zu beobachten, die verletzt und reizt, den Gang der Geſchäfte lähmt und keine poſitiven Reſultate zeitigt: Es galt, mit dem Gegner gemütlich zu reden, nicht eine Schmollmiene aufzuſetzen.

Deshalb ließ ſich der Staatsmann, der gleichzeitig mit dem Vorſitz im Miniſterrat Delcaſſés Amt übernahm, auf die Konferenz ein, nachdem er die Fragen, die zur Sprache kommen konnten, lange und ſorgfältig geprüft hatte.

Die langjährige Beſchäftigung mit aktiver, oft heftig erregter, wechſelvoller Politik hat Rouvier zu einem großen Skeptiker gemacht und es wäre vielleicht eine gewagte Behauptung, er habe an dem Tage, wo er Frankreichs Teilnahme an der Konferenz von Algeciras zuſagte, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die zu treffenden Vereinbarungen keinen praktiſchen Nutzen abwerfen würden.

*

Ich will hier nicht die marokkaniſche Frage von ihrer Entſtehung an ausführlich erörtern. Es genüge die Verſicherung, daß ich ſie Tag für Tag, ja Stunde für Stunde verfolge. Ich habe die Politiker aller Parteien befragt, Jaurès, Clemenceau, die algeriſchen Deputierten und Senatoren, wie Céſar Trouin, den Deputierten von Oran, der an Marokko grenzenden Provinz, Etienne, gleichfalls Deputierter von Oran, Denys Cochin, Paul Deſchanel, Dubief, alle die irgendwie Veranlaſſung hatten, ſich mit der Möglichkeit einer Einmiſchung Europas in die Angelegenheiten Marokkos zu beſchäftigen, jenes ſo eigenartigen ſcherifiſchen Reiches, das jede Ziviliſation, jeden Fortſchritt ſo hartnäckig von ſich abzuwehren ſucht.

Ja, ich habe ſogar Gelegenheit gehabt, den berühmten ehemaligen Generalſtabschef des Roghi Mulay M'hamed zu befragen, als er nach Frankreich und Belgien kam, um ſich Waffen und Geld zu verſchaffen.

Je mehr ich nun der Sache auf den Grund gegangen bin, deſto feſter habe ich mich überzeugt, daß die Zerſtücklung Marokkos, die Zwiſtigkeiten und Nebenbuhlerſchaften der Stämme und ihrer Oberhäupter jedwede einheitliche Beruhigungspolitik als ſchwierig, um nicht zu ſagen unmöglich, erſcheinen laſſen.

Es wäre eine reine Naivität, mit Jaurès und einigen Ultrasozialiſten an die Möglichkeit einer friedfertigen Durchdringung zu glauben. Dem Araber, ob Kabyle oder Berber, gilt jeder Einfluß, der ſich nicht auf die Gewalt ſtützt, für nichtig und unberechtigt. Nicht bloß jede Niederlage, ſondern auch jedes noch ſo geringe Zurückweichen, jeder Mißerfolg würden das Unternehmen zum Scheitern bringen.

Als die bewaffnete Intervention beſchloſſen wurde, infolge der Ermordung des Dr. Mauchang in Marrakeſch und der fünf Franzoſen in Caſablanca, waren Frankreich und Spanien für dieſe aktive Rolle nominell bezeichnet.

Deutſchland und Spanien waren mehr oder weniger abgeneigt, den Haß der Marokkaner auf ſich zu laden; es ſollte ein Tor für ihren Handel offen bleiben. Deshalb entfaltet Spanien, trotz aller gegenteiligen Verſicherungen der Kabinette von Paris und Madrid, ſo wenig Energie, deshalb entzieht es ſich ſo ſorgſam jeder entſchiedenen Offenſive.

Was ſchadete das aber Frankreich?

Es beſitzt Algerien, Tunis ſteht unter ſeinem Protektorat, kraft einer Art politiſcher Symmetrie ſowie wegen der Nachbarſchaft, wenn auch nicht, um „gute Nachbarſchaft" zu halten —, dehnten ſich ſeine Beziehungen und Intereſſen in Marokko immer weiter aus, ſo daß es alle andern Nationen weit überflügelte. Dieſe beſtändigen Fortſchritte erſieht man zur Genüge aus den ſtatiſtiſchen Berichten des Komitees für Marokko.

Weil ſie ſich vor einer allmählichen Eroberung ihres Landes durch Frankreich fürchteten, weil ſie beobachtet hatten, wie dieſe große lateiniſche Nation in Algerien immer feſteren Fuß faßte, warfen die auf ihre Unabhängigkeit eiferſüchtigen marokkaniſchen Stämme, berauſcht durch fanatiſche Predigten, einen glühenden Haß auf die Franzoſen.

Frankreich kümmerte ſich wenig darum, ob das Tor offen blieb oder geſchloſſen wurde; es konnte ja dieſes Tor, ſobald es von Europa den Auftrag oder auch nur die Autoriſation dazu erhielt, mit Kanonen einſchießen.

So ſtanden die Dinge kurz vor den Ereigniſſen in Caſablanca.

Die marokkaniſche Staatsbank und der Beſitz der marokkaniſchen Häfen, ſowie die Kontrolle der Zölle ſtellen Frankreich nahe an die Lebensquellen des ſcherifiſchen Reiches. Es braucht ſich keine neuen Unterpfänder geben zu laſſen, es kann ſie ſich ſelber nehmen.

*

Gegenwärtig ſetzt Frankreich das Blut ſeiner Soldaten und die Millionen ſeines Budgets für Europa ein. Was für eine Hoffnung leitet es bei dieſem Verhalten? Welchen Vorteil erwartet es für die Zukunft?

Es iſt verpflichtet, was es auch koſten möge, ſeine Aufgabe zu Ende zu führen und alle möglichen Opfer zu bringen, um den Europäern, die ſich in Marokko aufhalten werden, Sicherheit für ihre Perſon und ihre Handelsbeziehungen zu verſchaffen. Es wird vielleicht, einen nach dem andern, alle Aufwiegler, die es bekämpfen wollen, zum Schweigen bringen müſſen, ob ſie nun Raiſuli, Ma-el-Ainin, Bu-Amama, Mulay Hafid oder Mulay M'hamed heißen.

Es wird ſich mit den andern Nationen Europas, deren Beauftragter es iſt, in beſtändiger Berührung halten. Es wird ſich — innerhalb der Grenzen des Möglichen — nach dem Geiſte und dem Wortlaut des Vertrages von Algeciras richten, obgleich derſelbe eine Umarbeitung erheiſcht, der Gegenwart und den neuen Verhältniſſen angepaßt werden muß, eine Eventualität, die auch ſchon zwiſchen dem Fürſten von Bülow und Cambon in Norderney angedeutet wurde.

Wird einſt im Reiche des Scherifs Ruhe hergeſtellt ſein, ſo wird Frankreich, ohne Eroberungsgedanken, dank ſeiner Intervention, ſelbſtredend den Marokkanern einiger Vorzugsrechte würdig erſcheinen.

Und wenn in Marokko Europa ſich frei bewegen, in Frieden arbeiten, die durch Frankreichs Beruhigungsarbeit geſchaffenen Vorteile wird ruhig ausnützen können, dann wird es ihm wohl, obſchon zwiſchen den Nationen Dankbarkeit eine ſo ſeltene Erſcheinung iſt wie zwiſchen den Individuen, die Erfolge, die es davongetragen hat, „verzeihen" müſſen.

Für den Augenblick iſt die Zukunft allerdings ungewiß, die aufgewendete Mühe unergiebig; Keiner wagt das Wort Sieg auszuſprechen, ſo wenig entſpricht es dem zu erreichenden Ziele.

Aber wenn der Pulverdampf und der Staub der wilden Reiterſchlachten ſich verzogen, der letzte Kanonendonner in den Schluchten des Atlas verhallt, der letzte Blutstropfen von dem glühenden Wüſtenſande aufgeſogen ſein wird, dann wird Frankreich, indem es die erworbenen Rechte feſthält, ſich rühmen können, daß es dem alten Europa ein neues Tätigkeitsfeld eröffnet hat.

Denn es iſt fruchtbar, groß reich, dieſes geheimnisvolle, in ſeiner ſpröden Jungfräulichkeit ſo rebelliſche Land, wo unter der glühenden Sonne die Wälder ſmaragdgrün erglänzen, der Boden goldig ſtrahlt, der Schatten am Tage malvenfarben ſchimmert; wo des Nachts, wie der Araber ſagt, der Schatten purpurn dunkelt, ein Symbol des Blutes, das die Kinder des Iſlam zu ſeiner Verteidigung vergoſſen haben.

Paris, den 14. September 1907. Eugène Deſtez.

Friedrich Nietzsche und die Kritik.

Eigentlich ist diese Ueberschrift zu weit umfassend, denn ich gebe nur ein einzelnes Beispiel von der merkwürdig unbefangenen Stellung meines Bruders zu seinen Kritikern in ihrem Auf und Nieder von Aerger, Zorn und milder objektiver Beurteilung. Aber ich glaube, daß es ein typisches Beispiel ist, welches sich in den nachfolgenden sechs Briefen an Herrn J. V. Widmann zeigt.

Im September 1886 erschien im „Berner Bund" ein Artikel mit einer Kritik über „Jenseits von Gut und Böse", der meinem Bruder offenbar Vergnügen bereitet hat. Er erwähnt ihn am 24. September in einem Brief an Malvida von Meysenbug: „Zum Schluß schreibe ich Ihnen ein paar Worte über mich ab, die im „Bund" (16. u. 17. Sept.) zu lesen sind. Ueberschrift: „Nietzsches gefährliches Buch".

„„Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen, hier liegt Dynamit!""

„Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig fern halte! . . . Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und ‚Auswege' zu locken. Denn, um nochmals den Bund zu zitieren:

„„Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!""

„Kurz und gut, es grüßt Sie von Herzen der Einsiedler von Sils-Maria."

Er schickte diesen Artikel, nachdem er ihm dieses Zitat entnommen hatte, sogleich an die Verlagsfirma C. G. Naumann und wurde erst wieder daran erinnert, als er im folgenden Frühling, wie schon so manches Jahr, nach Sils-Maria zurückkehrte und in den Mienen seiner Hausbewohner noch immer einiges Staunen darüber entdeckte. Dies brachte er in dem nachfolgenden Brief an Herrn J. Widmann, den Verfasser jener Kritik, zum Ausdruck. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß, wie er selbst sagt, ihm jener Artikel nicht mehr vollständig in der Erinnerung war, was spätere Urteile über denselben Artikel erklärlich machen.

Nr. 1.

Sils-Maria, Ober-Engadin,
den 28. Juni 1887.

„Hochgeehrter Herr Doktor,

vorigen Sommer haben Sie mich in keinen kleinen Schrecken versetzt: ich fand eines Tages hierselbst im Café die vortrefflichen Einwohner von Sils über ihren regelmäßigen Sommer-Gast stutzig und nachdenklich geworden, — sie hatten allesammt den Bund gelesen. „Wie! dieser anscheinend so harmlose Einsiedler und Höhlenbär ist also im Grunde etwas ganz Gefährliches?" — Das las ich in Aller Augen. Ich selbst, nachdem auch ich den Bund gelesen, hatte freilich einen andren Eindruck: nämlich als ob ich über mich etwas sehr Liebenswürdiges und Wohlwollendes gelesen hätte. Ein paar Aeußerungen, die sich im Munde des Redacteurs eines demokratischen Blattes ganz von selbst verstanden, habe ich vielleicht überhört oder vergessen — in der Hauptsache muß ich Ihnen dankbar bezeugen, nach Jahresfrist nunmehr, daß Ihre Besprechung jedenfalls bei Weitem die ‚intelligenteste' Besprechung gewesen ist, die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat. Die Dichter sind nun einmal ‚divinatorische' Wesen: ein solches Räthselbuch wird zuletzt immer noch eher von einem Dichter errathen und ‚aufgeknackt', als von einem sogenannten Philosophen und ‚Fachmann'.

Zum Danke dafür erlaube ich mir, Ihnen ein älteres Buch von mir zu überreichen, das eben jetzt neu erscheint, mehrfach verändert und verbessert (oder verböſert?) — in der Annahme, daß es Ihnen unbekannt geblieben ist. Vielleicht erscheint es Ihrem Geschmacke im Ganzen annehmbarer und erquicklicher, als jenes ‚Jenseitige' vom letzten Jahre. Doch mag es ebenfalls ‚ein gefährliches Buch' sein: wenigstens hat mir gerade das seiner Zeit Gottfried Keller in artigster Weise brieflich zu Gemüthe geführt.

Mit hochachtungsvollem Gruße]

Ihr ergebenster

Dr. F. Nietzsche,

weiland Professor in Basel".

Mein Bruder hatte schon immer mit Wohlgefallen den „Berner Bund" gelesen, wenn das auch in Italien nicht immer möglich gewesen war. Bei seiner Rückkehr nach Sils-Maria freute er sich aber den „Bund" wiederzufinden, wobei er sich besonders für die Artikel des Herrn Karl Spitteler, wie die nachfolgenden Briefe zeigen, interessirte. Inzwischen hatte er auf den vorhergehenden Brief eine liebenswürdige Antwort von Herrn J. V. Widmann erhalten, über welche er an Gast am 18. Juli 1888 schreibt: „Curiosum anbei: Dr. Widmann vom „Bund" hat mir geschrieben, enthusiastisch; auch von Brahms, mit dem er zusammen ist (letzterer „lebhaft interessirt von Jenseits", jetzt im Begriff sich ‚fröhliche Wissenschaft' zu Gemüte zu führen)." Im September setzte er aus Anlaß der Spittelerschen Artikel den Briefwechsel mit Herrn J. V. Widmann fort.

Nr. 2.

Sils-Maria, Ober-Engadin,
den 11. September 1887.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter, dem Herrn Prof. Spitteler, mein ergebenstes Compliment: ich las eben seine Kritik des modernen Orchesters. Wie viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Urtheils! welcher esprit, welche gute Artisten-Laune! Und was seinen Geschmack in rebus musicis et musicantibus anbetrifft, so verhindert mich nur Eins, ihn zu loben, — daß es gerade mein Geschmack ist. Mir kamen dabei ein paar nachdenkliche Sachen von ihm in's Gedächtniß, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater und Theatralisches): leider ohne Kopf und Ende, in ganz zufällig erwischten einzelnen Sonntags-Beilagen des „Bund". Könnte man dergleichen Aesthetica des genannten Herrn nicht beisammen lesen? Es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt. Pulchrum est paucorum hominum. —

Gestern von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen. —

Mit angelegentlichem Gruße

Ihr ergebenster

Dr. Nietzsche.

Nota bene, ich habe mich noch gar nicht für die liebenswürdige Gesinnung Ihres Briefes bedankt! Gesetzt, daß Sie irgend einen Werth darauf legen sollten, die ‚Geburt der Tragödie' in der zweiten Auflage zu besitzen (— sie enthält ein Curiosum, den Versuch einer Kritik dieser Schrift, von mir selbst), so genügen zwei Worte an den Verleger Herrn E. W. Fritzsch, Leipzig, Königsstraße 6 (derselbe ist über Ihre Antheilnahme an meinen Büchern unterrichtet; ich nehme an, daß die ‚Fröhliche Wissenschaft' glücklich in Ihre Hände gelangt ist?)

**

Zuletzt: würden Sie vielleicht gewillt sein, Herrn Johannes Brahms Etwas in meinem Namen zu überreichen, gesetzt, daß er noch in Ihrer Nähe ist? (nämlich eine Composition von mir, die jetzt eben erscheint: ‚Hymnus an das Leben', Chor und Orchester) . . . Ich bin nämlich, wie Wagner sagte, eigentlich „ein verunglückter Musikus" (— er selbst sei ein „verunglückter Philologe" —)."

Nr. 3.

Sils, den 15. September 1887.

„Malheur! Geichzeitig mit meinem ersten Brief kam die Mitteilung des Verlegers, daß die ‚Fröhliche Wissenschaft' an Sie abgesandt sei. Was mag geschehen sein? Ich habe von Herrn E. W. Fritzsch umgehend Auskunft verlangt. —

— Was die Werke des Herrn Spitteler angeht: so darf man dergleichen feine Sachen den heutigen Deutschen eigentlich nicht zumuthen. Es steht nicht zum Besten mit dem ‚Deutschen Geiste'. Ich selbst, wenn ich eine Reise nach Deutschland nöthig habe, mache mir vorher immer erst mit einem naturwissenschaftlichen Spruche Muth, zum Beispiel:

Um das Rhinozeros zu sehn,
Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.

Mit ergebenstem Gruße Ihr
N. philosophus
(extramundanus, trotzalledem
aber auch „tandem aliquando" . . .)

NB. Der Hymnus ist noch nicht zur Absendung bereit. Meine Adresse von jetzt: Venezia, ferma in posta."

Diese Empfehlung Spittelers an den Kunstwart hat auch stattgefunden. Herr Avenarius schreibt darüber im November 1902: „Als ich 1887 mit Nietzsche über die Gründung des Kunstwarts korrespondierte, empfahl er mir auf das dringlichste Karl Spitteler, indem er ihn als Dichter wie als Aesthetiker mit überaus warmen Ausdrücken lobte. So verdankt der „Kunstwart" Spittelers nun fünfzehnjährige Mitarbeit Nietzsche."

Anfang Januar 1888 erschien ein Artikel des Herrn Spitteler im Bund, der eine ausführliche Kritik der Werke meines Bruders enthielt, die der Kritiker bis dahin gelesen hatte. In der Freude über manches gute und geistreiche Wort übersah mein Bruder wohl zunächst mancherlei kleine Bosheiten, die in dem Artikel versteckt waren, oder es kann auch sein, daß er sie gewissermaßen objektiv betrachtete und keinen Anlaß fand, sich dadurch gekränkt zu fühlen, wenigstens beweist das der nachfolgende Brief.

Nr. 4.

Nizza, Pension de Genève,
den 4. Febr. 1888.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

die Besprechung meiner Litteratur durch Herrn Spitteler hat mir großes Vergnügen gemacht. Was für ein feiner Kopf! Und wie gern man sich von ihm tadeln läßt! Er beschränkt sich aus guten Gründen fast ganz auf das Formale: er läßt die eigentliche Geschichte hinter dem Gedachten, die Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel, gegen ein Verhängniß hin einfach bei Seite: — das kann ich nicht genug loben, darin ist wirkliche delicatezza. Es fehlt nicht an Uebereilungen. Er hat ersichtlich die Schriften zum ersten Mal gelesen (und nicht einmal immer gelesen —). Umsomehr bewundere ich die Sicherheit des ästhetischen Taktes, mit der er die Form der verschiedenen Bücher und Epochen von einander abhebt. Ich bin sehr unzufrieden damit, daß ‚Jenseits' unberücksichtigt geblieben ist: Damit fehlte ihm eigentlich der Boden unter den Füßen, um über die letzterschienene ‚Streitschrift' (Genealogie der Moral) mitzureden.

Die Schwierigkeit meiner Schriften liegt darin, daß es in ihnen ein Uebergewicht der seltneren und neuen Zustände der Seele über die normalen giebt. Ich lobe das nicht; aber es ist so. Für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zustände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin meine Erfindsamkeit habe. Nichts liegt mir ferner, als der Glaube an einen ‚allein selig machenden Stil', an den, wenn ich recht verstehe, Herr Spitteler glaubt? Hat nicht die Absicht einer Schrift nicht immer erst das Gesetz ihres Stils zu schaffen? Ich verlange, daß, wenn diese Absicht sich ändert, man auch unerbittlich das ganze Prozedurensystem des Stils ändert. Dies habe ich zum Beispiel im ‚Jenseits' getan, dessen Stil meinem früheren Stil nicht mehr ähnlich sieht: die Absicht, das Schwergewicht war verlegt. Dies habe ich nochmals in der letzten ‚Streitschrift' gethan, wo ein Allegro feroce und die Leidenschaft nue, crue, verte an Stelle der raffinirten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung vom ‚Jenseits' getreten ist. Es ist möglich, daß Herr Nietzsche mehr Artist ist, als Herr Spitteler es uns glauben machen möchte . . .

Mit meinem verbindlichsten Dank und Gruß

Ihr

Nietzsche."

Kaum war dieser Brief abgesandt, als ein ihm bekannter Herr meinen Bruder darauf aufmerksam machte, welche unehrerbietigen Bemerkungen der Artikel enthielt, so daß mein Bruder sich anfing darüber zu ärgern und sogleich noch eine Postkarte dem Brief an Herrn Widmann nachfolgen ließ.

Nr. 5.

Gare de Nice, 4 Fevr. 88.

„Nachträglich zu meinem eben abgesandten Brief.

Wir wollen die Neujahrsnummer an die vier Adressen lieber nicht schicken. Ich ärgere mich über die Taktlosigkeit des letzten Satzes. Andre würden es noch mehr thun . . .

N."

Mit dem letzten Satze hatte mein Bruder vollkommen Recht. Wenige Tage darauf kam ein Brief von Herrn Gast, welcher seine Entrüstung über den Spittelerschen Artikel zum Ausdruck brachte. Mein Bruder ließ schnell noch eine zweite Karte an Herrn Widmann folgen.

Nr. 6.

Nizza, d. 13. Febr. 1888.

„Hochgeehrter Herr Doctor,

ich schreibe Ihnen eine Kritik über „die Kritik" ab, die mir eben von zuständigster Seite zugeht (— es steht Ihnen frei, dieselbe Herrn Spitteler zu übermitteln).

„„Spitteler's Aufsatz im „Bund" scheint mir ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität zu sein. Er nimmt Sie beinahe nur von der litterarisch-artistischen Seite und schießt dabei Böcke, über die ich lachen mußte. Ueber Ihre philosophische Tendenz erhält der Leser keinen Wink; das Ganze ist noch vor einem wirklichen Eindringen in Ihre Welt geschrieben. Als Anzeige wirkt es jedoch stark, — ich habe mich gewöhnt, derartige Besprechungen endlich nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Vertrieb anzusehen.""

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Prof. Dr. Nietzsche."

Nach dieser Erfahrung würde nun jedermann glauben, daß mein Bruder Herrn Spitteler von da an unfreundlich gesinnt gewesen wäre und — würde sich sehr irren! So leicht wie sich mein Bruder zu bitteren Worten hinreißen ließ, wenn er von anderen Leuten beeinflußt wurde so leicht vergaß er wieder alles Unangenehme, sobald der Gegenstand seiner bitteren Worte sein Bedauern aussprach, noch dazu wenn es ein feiner und geistreicher Kopf war, der sich mit seinen Problemen beschäftigte, was in der damaligen Zeit, wie mein Bruder oft klagte, zu den Seltenheiten gehörte. Herr Spitteler hat nun einige Wochen darauf ob seiner Kritik in einem liebenswürdigen Brief um Entschuldigung gebeten, (Mein Bruder schreibt am 26. Februar 1888 an Peter Gast „Herr Spitteler hat geschrieben, nicht übel, sich für seine ‚Unverschämtheit' — so sagt er selbst — entschuldigend.") Aus den nachfolgenden Briefstellen an Peter Gast kann man sehen, wie objektiv wohlwollend mein Bruder Herrn Spitteler trotz des Zwischenfalls gesinnt geblieben ist.

„Nizza, 21. März 88. Etwas ist mir gelungen, worüber Sie lachen werden: ich habe Herrn Spitteler, unaufgefordert, aber im Bewußtsein, daß sonst Niemand etwas für ihn thut, einen Verleger für einen dicken Band Aesthetika verschafft."

„Sils, 15. Juni 88. Soeben las ich, im Bund abgedruckt, die feine und schöne Sache Spittelers über Franz Schubert. Dabei beschloß ich, diesem Manne, der mir doch sehr werth ist, wieder ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben (und, womöglich ‚das Wölkchen' zwischen uns zu verscheuchen —), haben Sie noch ein Exemplar des ‚Hymnus an das Leben' zu versenden? Ich habe leider 2 Exemplare in Nizza gelassen. — Bitte schreiben Sie darauf: Herrn Carl Spitteler, zum Zeichen besonderer Hochschätzung. N."

„Sils, 17. Juli 88. Gestern kam ein sehr erfreulicher Brief des Herrn Spitteler, geschrieben und nach Nizza geschickt vor mehr als 2 Monaten: einen Dank für meine Verleger-Vermittlung ausdrückend. Es handelt sich um ein Hauptwerk Spittelers, die Aesthetik des ganzen französischen Dramas darstellend. Die competentsten Sachkenner scheinen außer sich vor Bewunderung desselben (— er hat, mit großer Bescheidenheit, überall erst angefragt)".

„Turin, 13. Nov. 88. Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den ‚Fall Wagner' im Berner „Bund" ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffende Worte, — er gratulirte mir auch brieflich dazu, daß ich bis ans Ende gegangen sei: er scheint die Gesammtbezeichnung unserer modernen Musik als décadence-Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Ranges zu halten. Uebrigens hatte er sich zuerst an den „Kunstwart" gewandt."

Auch über Herrn J. V. Widmann gibt es eine freundliche anerkennende Stelle in einem der vielen Briefe, die ich aber augenblicklich leider nicht habe wiederfinden können, so daß es ziemlich rätselhaft erschien, daß wir im Nachlaß meines Bruders einige Bemerkungen sowohl gegen Widmann als Spitteler fanden, die offenbar auf den Spätsommer 1888 zurückgehen und nicht gerade ein Zeugniß wohlwollender Gesinnung sind. Eine dieser Stellen ist ohne eine Erklärung in einem Nachlaßband und leider auch in der Biographie abgedruckt worden; ich möchte hier etwas Näheres darüber sagen. Im Sommer 1888 hat ein Bekannter sämmtliche Kritiken über „Jenseits von Gut und Böse", die er sich gesammelt hatte, meinem Bruder nach Sils-Maria gebracht und, wie es scheint, ganz besonders seinen Zorn über Herrn J. V. Widmann ausgedrückt, dessen Kritik ihm als die schlimmste von allen erschienen sein muß. Als nun mein Bruder diese Kritik unter dem Eindruck, den sie allgemein gemacht hatte, wieder las, konnte er es selbst nicht begreifen, warum er gerade dafür Herrn Widmann seinen Dank auszuiprechen hatte. Da er kein sehr gutes Gedächtnis besaß oder besser gesagt, da er über dem Concipiren und Aufzeichnen seiner großen Hauptsachen kleine Nebenumstände leicht vergaß, so nahm er schließlich an, daß er diesen Dankesbrief ironisch geschrieben und sich mit Herrn J. V. Widmann einen kleinen Scherz erlaubt habe. Aber er hat diese Niederschrift mit der darauf hinzielenden Bemerkung selbst beiseite gelegt, weil er offenbar seiner Erinnerung nicht ganz sicher gewesen ist, ja sie wahrscheinlich als einen Irrtum erkannt hat. Die von ihm beiseite gelegte und zur Vernichtung bestimmte Bemerkung lautet:

„Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund", wußte dem genannten Werke nichts anderes zu entnehmen, als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht, er hatte sich bei den Worten ‚jenseits von Gut und Böse' wirklich etwas gedacht . . . Aber

einem solchen Falle war meine Humanität immer noch gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehen, niemand habe mich besser verstanden — er hat's geglaubt . . . Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra, das tiefste Buch der Menschheit, als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils."

Mein Bruder kommt im ‚Ecce homo' noch einmal auf diese beiden Kritiken der Herren Widmann und Spitteler zurück, auch da nicht im wohlwollenden Sinne, jedenfalls läßt er aber die Bemerkung weg, als ob er sich einen Scherz mit Herrn Widmann gemacht habe, und gibt nur, allerdings in scharfen Worten, seiner Verwunderung Ausdruck, daß diese beiden geistreichen Köpfe ihn so mißverstanden hätten. Ich bin sicher, daß es die beiden Herren nicht kränken wird, wenn ich diese Stelle zitiere, da Herr Spitteler selbst einmal sehr richtig gesagt hat, daß mein Bruder durchaus normal auf seine Kritiken reagiert habe „nach uraltem, heiligem Autorenbrauch empfindlich gegen Aussetzungen, hocherfreut durch uneingeschränkte Zustimmung". Das Wort „empfindlich" kann ich nach der hier gegebenen Darstellung allerdings nicht uneingeschränkt gelten lassen. Aber die Herren werden selbst aus den scharfen Worten Nietzsches ersehen, welchen Wert er auf ihre Kritiken, die er immer „geistreich" genannt hat, legte. Mein Bruder schreibt, nachdem er die Kritik des Herrn Widmann über „Jenseits von Gut und Böse" und den Gesamtbericht über seine Bücher vonseiten des Herrn Spitteler in obigem Sinne erwähnt hatte:

„Durch eine kleine Tücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtigkeit, die ich bewundere, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde nichts zu tun, als alle ‚Werte umzuwerten', um, auf eine sogar bemerkenswerte Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen — anstatt meinen Kopf mit dem Nagel zu treffen . . . Umsomehr versuche ich eine Erklärung. — Zuletzt kann Niemand aus Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, auch Nichts da ist. . . . Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die Originalität meiner Erfahrung. Wer etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen ‚Idealisten'; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme."

Weimar 1907. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Reformkatholizismus.

(Schluß.)

Von Carl Jentsch.

Das moderne vernünftige Empfinden verwirft ein Dogma, das die Gottheit nicht nur tief unter das sittliche Niveau des gewöhnlichen guten Menschen, sondern sogar unter das der Vertreter des Cäsarenwahnsinns hinabdrückt. Man muß sich in die Seelen der Allongenperücken hineinversetzen, die den Foltermeister desto glänzender besoldeten, je besser er die teuflische Kunst verstand, die Opfer ihrer Bosheit monatelang zu martern, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wenn man den Gott der Orthodoxie verstehen will. Und auf diese Vorstellung von Gott ist nun die ganze Erlösungs- und Heilsmittellehre gebaut; diese bricht also zusammen, sobald die Unvernunft des Höllendogmas durchschaut ist. Aber wer daran festhält, dem kann man es nicht übelnehmen,

wenn er angesichts dieser entsetzlichen Aussicht es macht wie Schwerkranke, die zu allen Kurpfuschern ihre Zuflucht nehmen, wenn er nicht genug Zaubermittel kriegen kann, die drohende ewige Pein abzuwenden, und so die Klerisei zur Erfindung immer neuer und immer geschmackloserer Zeremonien und Märlein gradezu drängt.

Die zweite Quelle der „Mißbräuche" ist die Lehre vom Papste als der unfehlbaren Autorität in Sachen des Glaubens und der Sitten, zu denen bekanntlich so ziemlich alle menschlichen Angelegenheiten gestempelt werden können. Viele geschichtliche Tatsachen widerlegen dieses Dogma, aber schon eine einzige genügt: die Bulle des achten Innocenz (Nocens nennt ihn wegen seiner Laster das Epigramm eines Zeitgenossen), vom Jahre 1484, die durch die Dogmatisierung des dümmsten und abscheulichsten Aberglaubens mehr und schlimmere Greueltaten verschuldet hat, als jemals Mongolenhorden im Bereiche der Christenheit verübt haben. Nichts als Verachtung verdient die Ausrede, diese Bulle sei nicht ex cathedra erflossen. Besonders unsre schwachmütigen deutschen Reformer pflegen sich in ihren Gewissensnöten damit zu helfen, daß sie solchen päpstlichen Erlassen, die sich mit dem modernen Empfinden und der modernen Erkenntnis schlechterdings nicht vertragen, den ex cathedra-Charakter absprechen. Damit machen sie aber das Unfehlbarkeitsdogma selbst zunichte. Denn was entscheidet dieser Methode nach über den ex cathedra-Charakter? Ihr subjektives Empfinden. Das war denn doch wahrhaftig nicht die Meinung der Jesuiten, die das Dogma durchgedrückt haben, das subjektive Empfinden deutscher Professoren zur höchsten Autorität zu erheben, von der die Erlasse der päpstlichen Autorität erst ihre Beglaubigung zu empfangen hätten. Besonders da das moderne deutsche Gemüt und die moderne deutsche Vernunft von dem Verstande und dem Empfinden der herrschenden Jesuitenpartei das grade Gegenteil sind. Was der heutige Deutsche als unchristlich erkennt: die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes, die modernkatholischen Andachten mit den daran geknüpften Abläßen, die Wundersucht, die es schließlich fertig gebracht hat, an den Teufel Vitru zu glauben, grade diese Dinge sind der Unfehlbarkeitspartei ans Herz gewachsen, und grade diese wollte sie durch die Unfehlbarkeitserklärung gegen die moderne Zweifelsucht und den modernen Unglauben sicherstellen; war doch das neue Dogma nur die Vorbereitung für ein zweites, das dem Kirchenstaate die Weihe einer göttlichen Institution verleihen sollte. Die gütige Vorsehung hat, indem sie den Gegenstand des geplanten Dogmas hinwegfegen ließ, die Katholiken vor der Schmach bewahrt, diesen jämmerlichen Staat, der ein beständiges Aergernis für alle Frommen und Einsichtigen war, auch noch als eine göttliche Einrichtung anerkennen zu sollen.

Wir sehen: ohne entschiednen und offenen Bruch mit der Orthodoxie gibt es keine Reform im Sinne der katholischen Reformer. Solange sie die zwei Dogmen nicht preisgeben, aus denen die „Auswüchse" hervorwachsen, ist ihr Kampf gegen diese vergebens. Denn grade diese Auswüchse sind es, an denen die Betschwestern mit leidenschaftlicher Inbrunst hängen, die von fanatischen Mönchen inspirierten Betschwestern aber beherrschen seit Pius IX. die Kirche. Was den Betschwestern verdächtig erscheint, das wird als Ketzerei denunziert, und das Wort eines Ketzers gilt nichts beim katholischen Volke. Und grade diese Auswüchse sind es, auf denen die Macht der Kurie und der Hierarchie beruht, wie denn das kuriale und das hierarchische Interesse zur Ausbildung der

Dogmen sehr kräftig mitgewirkt haben. Die Lehre vom Ablaß in ihrer letzten Ausgestaltung darf gradezu eine Erfindung der päpstlichen Finanzkunst genannt werden, und bei dem Dogma von der Transsubstantiation hat das priesterliche Interesse wenigstens unbewußterweise Geburtshilfe geleistet. Namentlich beschränkten Köpfen dünkt es ein unendlicher Vorteil, daß sie als „Schöpfer Gottes" auf die wohlfeilste und bequemste Weise eine Stellung hoch über der gesamten Laienwelt einnehmen, die sie durch Leistungen mit aller Anstrengung niemals erlangen würden. Als Pius IX. die deutschen Bischöfe zu dem Konzil einlud, dessen Zweck ja bekannt war, da wäre es ihre Pflicht gewesen, öffentlich zu erklären: „Wir versagen dem von der Weltgeschichte geweihten Stuhle Petri unsre Ehrfurcht nicht, und erkennen in einer kirchlichen Zentralinstanz eine aus mehreren Gründen nützliche Einrichtung. Aber den Papst oder vielmehr seine theologischen Berater, deren wissenschaftliche und sittliche Qualifikation hinlänglich bekannt ist, für das inspirierte Organ Gottes ansehen zu sollen, das ist eine Zumutung, für die es keine parlamentarische Bezeichnung gibt. Zu der Konzilskomödie, die diese monströse Lehre dogmatisieren soll, geben wir uns nicht her." Diese Gelegenheit, endlich einmal Klarheit zu schaffen, haben die deutschen Bischöfe versäumt (auch die französischen und die englischen wären zu dieser Aktion berufen gewesen; die spanischen, die italienischen, zum Teil auch die österreichisch-ungarischen, haben kein Urteil über Fragen der Geschichte und über Forderungen der Vernunft.) Sie haben sie versäumt, teils weil sie selbst noch im Orthodoxismus befangen waren, teils um nicht die Einheit der Kirche zu sprengen, teils aus Furcht vor den Betschwestern, von denen sie verketzert worden sein würden; teils im hierarchischen Interesse, dessen sich nun einmal ein Kirchenfürst nicht leicht entschlagen kann.

So hat man denn den Papst für unfehlbar erklären lassen, und von einem Recht des Widerspruchs gegen den Unfehlbaren kann offenbar keine Rede sein. Darum sind alle die schönen Worte, mit denen ein Freiherr von Hertling den Katholizismus mit der modernen Wissenschaft auszusöhnen versucht, mit denen ein Ehrhard, ein Schell, ein Merkle, ein Josef Müller (Herausgeber der „Renaissance") der Vernunft gegen den Papalismus und Jesuitismus einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelfen suchen, in den Wind gesprochen. Für gradezu verwerflich halte ich die Methode des verstorbenen geistreichen Aestheten Franz Xaver Kraus, der im heimlichen Einverständnis mit der preußischen Regierung den Ultramontanismus anonym bekämpfte, um durch Zerstörung des Zentrums die genannte Regierung von einer unbequemen Opposition zu befreien, und der einfältige Gemüter mit dem Wahlspruch lockte: religiöser, nicht politischer Katholizismus. Wenn irgend etwas berechtigt war, so war es die politische Organisation der preußischen Katholiken zum Schutze ihrer Kirche gegen den damaligen Angriff und zur Eroberung der bürgerlichen Parität. Daß die Verteidigung der katholischen Religion durch eine fatale Verkettung zugleich Verteidigung unberechtigter päpstlicher Ansprüche wurde, ist ein Unglück für die deutschen Katholiken, aber kein Schaden fürs Reich. Berechtigter scheinen die Bestrebungen der bayerischen Krausfreunde zu sein, die das Zentrum deswegen bekämpfen, weil es, wie sie behaupten, in Bayern seine Machtstellung dazu benutzt, seinen Mitgliedern und Günstlingen zu einträglichen Aemtern zu verhelfen und die nicht zum Klüngel Gehörenden unter dem Vorwande mangelhafter Recht-

gläubigkeit auszuschließen; doch hat ein solcher Parteikampf mit kirchlicher Reform nichts zu schaffen. Ein schöner Anlauf katholischer Literaten, in ihrem Organ „Hochland" die katholische Belletristik aus den Fesseln zu befreien, in denen sie Bigotterie, Orthodoxismus und Prüderie gefangen halten, ist kläglich gescheitert: Hochland hatte angefangen, die deutsche Uebersetzung von Fogazzaros Roman, der Heilige, abzudrucken, hat aber den Abdruck einstellen müssen, als das Buch zensuriert wurde. Daß deutsche Gelehrte bei jedem ehrlichen Herzenserguß, jedem originellen Gedanken, den sie veröffentlichen, jedem Ergebnis ihrer Forschungen, jeder schwungvollen Ansprache an ihre Studenten gewärtig sein müssen, von unwissenden italienischen Mönchen wie Schulbuben zurechtgewiesen und zu einem Widerruf gezwungen zu werden, das ist freilich ein schimpflicher, ein bejammernswürdiger Zustand. Aber wenn die Männer, die ein bescheidenes Gesuch um Reform des Verfahrens der Indexkongregation an den „heiligen Vater" richten, wirklich etwas zu erreichen hoffen, dann sind sie naiver, als reifen Männern zu sein erlaubt ist. Wer den Papst als „heiligen Vater" behandelt, der hat von vornherein verspielt. Der „heilige Vater" versteht natürlich besser, was seinen unverständigen Kindern frommt als diese selbst. Rom gegenüber ist keine andre Sprache angebracht und wirksam als die Sprache Luthers. Und die Germania versichert zum Ueberfluß, daß jenes bescheidene Bittgesuch nichts zu schaffen habe weder mit dem Reformkatholizismus, noch mit dem Modernismus, noch mit der Krausgesellschaft, noch mit gewissen demokratischen und liberalen Bestrebungen in Frankreich und in Italien.

Freilich haben die Schellaffäre und der neue Syllabus — angesichts des Zustandes der katholischen Kirche in Frankreich und Italien — in so vielen gläubigen aber zugleich gebildeten Katholiken Deutschlands die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt, daß einige Tröpflein davon sogar in den Spalten der Germania durchsickern. Sie seufzt u. a.: „Man kann bald Worte wie Wissenschaft, Kultur, Bildung, Fortschritt nicht mehr aussprechen, ohne von den Eiferern der Ketzerei verdächtigt zu werden." Allein in der Masse der deutschen Katholiken sind die oben beschriebene Gemütsverfassung, die das orthodoxe Kirchentum in Bausch und Bogen festhält, und der Glaube an den „heiligen Vater" noch unerschüttert, und so dürfte denn „der Felsen Petri" auch von diesem kleinen Sturm nicht ins Wanken gebracht werden.

Indes: Tropfen höhlen den Stein, und Erkenntnisse wie gereinigte Gemütsverfassungen brechen sich Bahn. Vor reichlich zweihundert Jahren glaubten die gelehrten Theologen und Juristen aller drei Konfessionen in Deutschland steif und fest an Hexerei, und der Gefahr, selbst lebendig verbrannt zu werden, setzte sich aus, wer — nicht etwa den Hexenwahn, sondern nur — das empörende, allen Grundsätzen vernünftiger Rechtspflege Hohn sprechende Verfahren gegen die vermeintlichen Hexen bekämpfte. Heute lebt kaum noch in einem entlegenen Dorfe ein altes Weiblein, das die Krankheiten von Mensch, Vieh und Feldfrüchten auf den Teufel und seine menschlichen Verbündeten zurückführte. So wird in wiederum zweihundert Jahren, wahrscheinlich schon viel früher, der gebildete Teil der europäischen Menschheit nicht mehr verstehen, wie jemals von gelehrten Leuten das Höllendogma geglaubt und die damit untrennbar verbundene Vorstellung von der Gottheit gehegt werden konnte, und wie ein historisch unterrichteter Mann den Chef der bureaukratischen Behörde, die weniger Achtung verdient und schwerere

Verschuldungen auf sich geladen hat als irgend eine andere, für den von Gott eingesetzten und inspirierten Lehrer der Menschheit hat halten können; diesen Chef, der ewig keifend und protestierend, schließlich aber, die unvermeidlichen Zugeständnisse machend, hinter der wissenschaftlichen Entwicklung herhinkt. Dann wird es Zeit sein, zu fragen, wie die katholische Kirche reformiert werden könne, d. h. wie man die genannten beiden Glaubenssätze samt ihren theoretischen und praktischen Konsequenzen ausscheiden könne, ohne daß der Christenheit die im Katholizismus ruhenden Kulturgüter verloren gehen. Als Symptome davon, daß der historische Sinn und die historische Erkenntnis, vor denen das Papstdogma wie der Nebel vor der Sonne zerrinnt, in streng katholische Kreise einzudringen beginnen, verzeichne ich zwei Werke Albert Ehrhards („Der Katholizismus des zwanzigsten Jahrhunderts" und „Kultur und Katholizismus") und eine Aeußerung der Historisch-politischen Blätter. Dieses von den beiden Görres (Vater und Sohn) begründete, lange Zeit hindurch angesehenste Organ der deutschen Katholiken bestreitet die Behauptung des unglückseligen Professor Commer, daß alle Päpste „seit der kirchlichen Renaissance" (d. h. genau gesprochen seit dem großen Abfall des Nordens, der die römische Kirche zum Versuch einer Selbsterneuerung zwang) Führer der Sittenreform gewesen seien und meint, weil auch die Päpste als Menschen der Geschichte, der Sphäre des Veränderlichen angehörten, so dürfe auch von einer Reform des Hauptes der Kirche gesprochen werden. Fehlt nur noch ein Schritt zu der Erkenntnis, daß die Päpste bloß Menschen — Menschen in einer geschichtlich gewordenen sehr merkwürdigen und sehr einflußreichen Position — sonst aber nichts sind und nie etwas anderes gewesen sind.

Monsieur Garré. Von Carl Hauptmann.

Die Glocken schlugen Mitternacht, und es planschte und triefte draußen hörbar von den Dachtraufen auf die Bürgersteige. Es war eine Nacht im März. Monsieur Garré lag im Bette in seiner Dachstube, wo er seit zehn Jahren wohnte, das schmale, glattrasierte Gesicht todbleich in den Kissen und mit Atem, der stoßweise und laut ging. Der Tod stand schon dunkel aufgerichtet unter den Dachsparren, den vollen Flaum seines Traumflügelkleides noch zusammengedrückt, und wartete lauschend auf den alten Herrn. Julie saß auf einem Bettstuhl daneben zusammengehockt.

Monsieur Garré war immer ein vornehmer Herr gewesen. Seit Jahrzehnten trat er mit erlesenen Allüren in alle Knaben- und Mädchenpensionate der Stadt ein, immer in Zylinder. Immer hatte Monsieur Garré mit der Geste eines Vornehmen seine vernutzten Handschuhe, wie ein Zauberkünstler vor dem Publikum sein Taschentuch, in einen Bausch geknüpft, um sie dann mit ebenso vollendeter Gleichmütigkeit von ferne in seinen Hut zu werfen. Immer hatte er seinen Schirm vorerst umständlich jedesmal an einen besonderen Platz geborgen: einen alten, vergriffenen Schirm. Monsieur Garré entwickelte dann oft beim Eintreten vor den Primanern oder sonst älteren Schülern in getragenem Französisch die Theorie von der Individualisierung von derlei alten Dingen. Er führte dabei jedesmal in singendem Lochton umständlich aus, daß eine Sache einem wirklich erst dann zu eigen wäre, wenn sie deutliche Stigmata des persönlichen Gebrauchs an sich trüge. Er erzählte dann

auch immer in vollendetem Französisch die Geschichte von einem Schirmdiebstahl, dem er selbst in einem der vornehmsten Lokale der Stadt — tatsächlich war es ein sehr einfaches Bierlokal gewesen — zum Opfer gefallen, und wie er wirklich tagelang ganz außer Fassung gewesen wäre, weil er plötzlich vor der Tatsache gestanden, sich mit einem ganz neuen, fremden und höchst unpersönlichen Dinge zurecht zu finden. Schon das Oeffnen des neuen Schirmes hätte eine ganze Verwirrung gegeben, meinte er dann mit viel Aufwand nasal singender Stimmtöne, „weil der neue Schirm nichts davon wußte, daß mein sehr persönlicher, gestohlener Schirm erst nach der linken Seite sich blähte, ehe er aufsprang". „Es gab einen Schrecken jetzt jedesmal," sagte er mit gewichtigem Augenspannen, „weil nun alles gleich voll auseinander fuhr. Und vor allem, sehen Sie, hatte mein alter Schirm eine besondere Stelle für meine Hand, ein Lebenszeichen sozusagen, weil ich gewöhnt bin, ihn bei gutem Wetter stets quer über den Rücken zu halten, und dieses Lebenszeichen fehlte dem neuen."

Monsieur Garré erzählte das nicht nur im schönsten Französisch, das er dann sang und schlürfte, er erzählte das mit unendlich heiterem, gravitätischem Lachen seines schmalen, sauber rasierten, grauen Gesichtes und neigte danach, wie einen Augenblick tief der Tragik der Geschichte nachsinnend, seinen kahlen Schädel, daß man die schneeweißen, dünnen Schläfenhaare ganz nahe sah.

Und die Theorie der Individualisierung hatte Monsieur Garré durchaus nicht nur auf den Schirm bezogen. Auch auf den vergilbten Ueberrock, auf Gehrock und Hose und auf seinen hohen Hut. Ein jedes Ding war durchaus so individualisiert an ihm. Der Rock und der Ueberrock, ein jedes Ding, das er an sich trug, hatte nur zu deutliche Kennzeichen seines persönlichen Gebrauches. Alles war verwetzt und abgenutzt. Der Hut zeigte ebenso deutlich den Fingergriff am Rande, wie sein Schirm ihn in der Mitte trug. Und die Aermel seines Rockes hatten ebenso deutlich glänzende Lebenszeichen, wie der verblichene Sammetkragen des Ueberrocks allerlei blaue Regenpunkte schon seit Jahren aufwies.

Aber es ist auch keine Frage, daß ein jedes Ding doch durchaus zu ihm gehörte. Der Ueberrock mit den langen Schößen ebenso wie die vollendete Grandezza, mit der er dem Schoße seines Gehrockes ein Riesentaschentuch entnahm, um es in schöner Haltung im Bogen an die Nase zu führen, ebenso auch, wie die stille Sorgfalt, mit der er jedes Fältchen am Aermel sogleich verstrich und jedes Stäubchen am Beinkleid oder auf der verschabten Sammetweste wegblies.

Auch die Geschichten, die Monsieur Garré je nach Regen oder Sonnenschein, nach Winter- oder Sommerzeit während der Lektionen einfielen, und die, in allen Pensionaten gleichmäßig bekannt, immer neuen Stoff zu heimlichen Glossierungen abgaben, waren so individualisiert.

Und Monsieur Garré war ein Erzähler ohnegleichen. Wenn ihm, z. B. die Geschichte jenes Reichsgrafen einfiel, der als letzter eines uralten Geschlechtes schließlich bei einem reichen Bauern Knechtsdienste tat, und hinter dessen Sarge, wie man ihn auf einem Kuhwagen zur Grube fuhr, neben dem Bauern selber als alleiniger Grabebegleitung sein elendes, hageres Leibroß als letztes Symbol seines gestorbenen Rittertums hergeführt wurde, konnte er mit gewichtigem Hochton derart in Erregung geraten und seine grauen Augen, die feucht wurden, groß machen, daß er wie aus der Tiefe des Schicksals redete.

Jetzt hatte Monsieur Garré, nachdem er in quälender Unruhe im Fieber hin und her geredet, sich im Bette aufröchelnd mit mildem Ausdruck seiner grauen Augen zurückgelegt, und Fräulein Julie war in heimlichem Staunen näher geschlichen, weil das Gesicht in den

Kissen wie das eines Toten eingesunken war, die Augen in Höhlen lagen, und es um den Mund nur noch zuckte.

In dem vierstöckigen Mietshause, wo Monsieur Garré seit mehr als zehn Jahren in der Dachwohnung lebte, waren verschiedene Mutmaßungen über Fräulein Julie im Umlauf. Manche nahmen an, Fräulein Julie wäre die Tochter von Monsieur Garré. Denn in seinem Verhalten zu ihr war er manchmal plötzlich bestimmt und streng wie ein Vater. Aber das wäre doch kaum wahrscheinlich gewesen. Wenn er sie auch französisch nannte: „Jülie!“ so hatte man doch nie sonst gehört, daß er mit ihr in dem fremden Idiom je wirklich gesprochen. Manche behaupteten, sie wäre ein angenommenes Mädchen, das dem alten, dürftigen, sonderbaren Manne die kleine Wirtschaft besorgte. Monsieur Garré hatte sie und sich immer streng zurückgehalten von all den Kleinleuten, den Handwerksmeistern und Schustern und von den Lehrlingen, von denen einige in den benachbarten Dachwohnungen Schlafstellen besaßen. Alle standen nur von ferne. Alle hatten Monsieur Garré stets nur, wenn er die Treppen bedächtig anstieg, mit großer Devotion angesehen. Einem jeden von ihnen war sofort aus der ganzen gehaltenen und versunkenen Bewegung des schmächtigen, leicht gebückten, alten Herrn klar geworden, daß Monsieur Garré nicht zu ihnen gehörte, daß ihn wer weiß welches dunkle Schicksal hier in die Dachkammern der Arbeiterstraße angespült. Alle respektierten in solchem Sinne auch Fräulein Julie.

In den kleinen Läden, wo Julie einkaufen ging, nannte man sie deshalb auch oft Madame, um so der Vermutung Ausdruck zu geben, daß sie wohl gar Herrn Garrés Frau wäre, weil sie sich, wenn sie zum Einkauf ausging, stets besonders antat und durchaus für eine Dame gehalten werden wollte.

Jetzt, wo sie verstört an Herrn Garrés Bett saß, vom kleinen Lichtschein schwach umflossen, sah man, daß Fräulein Julie noch von großer Jugend war. Sie schien entsetzlich bleich jetzt und tief erschrocken. Eine Blondine mit vollem, schwerem Kopfhaar, das im Scheine der einsamen Kerzenflamme vom Tische her rötlich golden schimmerte. Sie hatte den Schwall Haare hochgebunden, hudelig und lässig hing er über wie ein Dach und beschattete das junge, volle Gesicht. Sie hatte in der Angst nur einen Rock um die Beine geworfen und saß barfuß. Als Monsieur Garré neu unruhig geworden, tief geatmet und gestöhnt und sich dann im Fieber aufrichtend nach ihr gerufen hatte, war sie aus dem Bett in der Nebenkammer herangesprungen und hatte Licht gemacht.

Fräulein Julie war weder des Alten Tochter noch seine Frau. Das einfache Kind eines armen Maurers vom Dorfe, war sie einst nach der Eltern Tode in die Stadt gekommen, um in einer Fabrik zu dienen, und Herr Garré hatte die kaum sechzehnjährige, dunkeläugige, sanfte Dirne damals bald zu sich genommen.

Und Monsieur Garré hing an dem Mädchen gleich mit dem letzten Rest verzehrender Leidenschaft. Er liebte Julie wie einen heimlichen Schatz. Er brachte ihr Naschwerk und kaufte ihr Schmuck. Sie ging immer um ihn mit Ketten aus Steinen am freien Halse. Wenn er von seinem Arbeitsgange heimkam, nestelte er ihr wohl einen Veilchenstrauß in das rote, volle Haar, für den sie seine welken Lippen kindlich küßte. Sie mußte am Sonntage, wenn er mit ihr einen Spaziergang aufs Land unternahm, wie eine ganz feine Dame aussehen. Sogar eine Fülle Armspangen und Kettchen hatte sie am Handgelenk klingeln. Und er hütete sie dann wie ein Ritter. Niemand hätte sie auch nur auffällig ansehen dürfen,

daß nicht des alten Herrn harte, graue Augen wie in seiner Jugendzeit scharf und streng hervorgeblitzt. Da ging Fräulein Julie dann besonders gesittet. Da sah sie weder rechts noch links. Ganz wie ein gehorsames Kind lief sie, obwohl sie schlank und voll Frische ging, wie aus Stahl so schmiegsam sich bog, wenn sie es draußen am Ufer gar durchgesetzt, daß Monsieur Garré einen Kahn genommen, und man in die feuchten Eichenwälder auf der Gegenseite ruderte. Sie war dann ordentlich verliebt in Herrn Garré, der eine Blume im Knopfloch trug, ganz wie ein feiner Liebhaber, und der sich heiter sonnte in der Frühlingssonne über den Wassern und der Frühlingssonne des frohen, ausgelassenen, blonden Kindes im Kahne, das ihn mit Jubel ansah. Julie küßte ihn dann daheim plötzlich, wenn sie so einen rechten Feiertag mit ihm gelebt, und nannte ihn mit zärtlichen Namen. „Herzel!“ sagte sie dann verlegen. Es klang fast sonderbar aus ihrem frischen, roten Munde und aus ihrer Jugendfülle.

Und Fräulein Julie hatte in der Art, wie er dann erschien, immer gefühlt, daß Monsieur Garré ein ganz besonderes Wesen war. So ausgezeichnet fein nahm er danach ihre Hand, und er hob sie wohl auch einmal wie im Sturm, als wenn er noch ein junger, leidenschaftlicher Kraftmensch wäre, und trug sie einige Schritte in der Stube hin, brauchte hohe Worte, auch wohl mit näselndem Hochton in fremder Sprache und war dann so recht ein Ritter nach ihrem Herzen. Und wenn die dunklen Nächte in die Dachstube kamen, fühlte sie seine Inbrunst und seinen Atem manchmal, als wäre sie, wie sie es dann täppisch schäkernd, halb verlegen nannte, eines Vornehmen Ehegemahl.

Aber nie auch hatte Julie dabei erfahren können, was einst in Herrn Garré für Lebensschicksale umgegangen. Sie hatte dem alten Herrn immer ehrerbietig gedient in allem. Aber er hatte es stets vermieden, irgend von der Vergangenheit zu ihr zu reden. Nichts dergleichen. So neugierig heimlich Fräulein Julie mit den Jahren auch geworden war. Er hatte sie ein paarmal plötzlich hart angefahren und mit den Augen wie böse gefunkelt, daß sie an derlei Fragen nie zu rühren sich vermaß. So hatte sich Julie schließlich gewöhnt, nur in dem Glanze des Geheimnisses und der Ergebenheit sich zu sonnen, der um Monsieur Garré im Hause umging.

Vielleicht wäre das mit der Zeit doch anders geworden. Wenn nicht in dem letzten Jahre der Zartsinn und die Stille von Monsieur Garré sich verdoppelt und die liebende Pflege, die er für das Mädchen hatte, fast zur Narrheit geworden. Vor allem aber, wenn er nicht plötzlich schwer erkrankt wäre.

Das einsame Licht flackerte im Dunkelraume, warf einen langen Schatten des Mädchens an die Dachbretter und zitterte auf des Alten Gesicht. Monsieur Garré hatte jetzt in seiner Herzensangst allerhand Bekenntnisse gemacht, daß Fräulein Julie erschauerte, mit großen Augen seinen welken Mund angesehen und wie trunken lauschte. Sie hatte nicht gewagt, seinen Kopf in den Arm zu nehmen. Monsieur Garré hatte sie wie geängstigt angestarrt, daß sie nur zögernd von ferne blieb und sich endlich scheu auf den Bettstuhl gesetzt, als er jetzt neu zu reden begann.

„Nämlich, krank, ich bin jetzt sehr krank geworden. Ich fühle die letzte Verwandlung hier auf Erden, fühle ich,“ sagte er jetzt ganz ruhig, „ich sterbe“. Und dann begann er mit Kraft fortzureden, daß er durchaus nicht Monsieur Garré heiße, daß er ein Edelmann aus einem alten, ehrwürdigen Geschlechte wäre, daß er ein tolles Jugendleben gelebt, mit unzähligen Frauen, die er ohne Skrupel an sich gerissen, und daß er immer auch einen

Drang nach einem guten Leben gehabt, aber die Lebenslüste ihn tausendmal wieder neu genarrt hätten.

„Ach was," sagte er plötzlich ganz hart, „ich konnte mir damals nicht helfen." „Es ist Gott sei Dank lange her," sagte er tief aufatmend, „noch in der Universitätszeit war es, daß ich Geld in Unsummen verschwendete und verspielte." „Da habe ich meines Vaters Namen damals gefälscht." „Es war nicht mehr zu verbergen." „Ich mußte deshalb mein Heimatland auf immer verlassen." „Und ich habe es verlassen." „Ich habe es im Leben gebüßt, liebes Kind," sagte er bestimmt. „Ich ging von Rußland nach Frankreich." „Ich konnte nur nirgend mehr Ruhe finden." „Ich habe mich dann immer redlich zu ernähren versucht." „Pah! die Gewaltnatur läßt sich nicht austreiben," sagte er stöhnend. „Es hat mich allenthalben umgetrieben." „Bis ich endlich alt und grau geworden, matt und besonnen, um mich mit Stunden und dergl. hinzufristen." „Liebe, geliebte Jülie," sagte er mit Inbrunst ruhig.

„Liebe, liebe Jülie!" sagte er wieder sehnsüchtig und zärtlich und versuchte eine Hand schwach der jungen, im Halblicht dämmernden Gestalt zuzurecken, die vor ihm saß und scheu und erstaunt weinte.

„Liebe, liebe Mutter," sagte er dann ein paarmal mit schwacher Stimme, als er die Augen abwesend schloß.

„Aus altem Geschlechte," sagte er, „aus altem Geschlechte!"

Julie saß und weinte lautlos, schauernd und bebend, weil auch die Kälte vom Fenster hereinkroch. Sie hörte Monsieur Garré atmen und stöhnen. Er begann immer noch einmal wie ein aufflackerndes Feuer wieder von allerlei tollen Launen und Lüsten zu erzählen. Er hatte die Arme, die jetzt bleich und knochig schienen, zitternd nach ihr ausgestreckt, wie wenn es der Tod selber wäre. Und sie hatte es auch jetzt grausend gewagt, in die dürren Arme hinein sich zu bergen. Aber die Arme waren gleich zurückgesunken. Es war Totenruhe rings. Die Atemstöße von Monsieur Garré erfüllten jetzt wie ein Uhrenticken die unhörbare Stunde. Daß auch Julie, im Schauen und Lauschen verloren, allmählich ganz erstarrte und in sich in Schlaf und Vergessen einsank.

Es war Morgen geworden. Die Frühlingssonne schien zum Dachfenster herein. Julie fuhr erschreckt aus dem Schlafe. Monsieur Garré lag im Bette, die Augen starr und die Lippen völlig verrunzelt. Julie starrte ihm gespannt in die abgrundtiefen Mienen. Aber sie begriff seine Stummheit nicht. Sie rief ihn bei Namen.

„Monsieur Garré!" sagte sie feierlich, „Monsieur Garré!" Der Schreck faßte sie, daß sie hinausfloh zu der Schuhmachersfrau von nebenan, mit der sie sogleich wieder hereinkam. Aber sie blieb erst furchtsam noch von ferne stehen.

„Der alte Herr ist tot," sagte die Schuhmachersfrau mitleidig und griff seine Hand an, die wie ein bleicher Knochen dalag.

Aber als Frau Hospe auch die Augen des Toten berühren und zudrücken wollte, war Julie hastig ans Bett getreten.

„Nein, nein, nein, nicht doch!" rief sie in plötzlicher Erregung, starrte auf den Toten hin und drückte die Augenlider des Alten sanft und zärtlich nieder. Ganz feierlich. Und nachdem sie noch mit einem Tone, in dem Stolz und Schrecken feierlich bebten, gesprochen hatte: „Monsieur Garré war aus uraltem Geschlechte!" warf sie sich plötzlich mit Emphase und laut weinend über den toten Edelmann.

Fünf Gedichte von Max Dauthendey.

Wie Blicke die ins Dunkel fliehen
Ist dort im Abendlaub ein sacht Gefunkel:
Leuchtkäfer ziehen durch die Juninacht.
Ich möchte mich ins Gras hinknieen
Still wie ein Schläfer der die Welt vergißt
Und nur im Traum bei hellen Blicken ist,
Von denen keiner Dir am Tage lacht,
Die nur in vager Heimlichkeit entstehen
Und über schwüle Abendwiesen gehen
Von einer heißen Nacht zur Welt gebracht.

Ich hab' zu jenen Blicken ein Gesicht erdacht,
Von zager Schönheit, daß der Tag nicht wagt
Mehr aufzusehen, und allein die Nacht
Tastend mit sachten Lichtern sucht und fragt.

Viel Wolken halten den Abend umfangen,
Viel dunkle Falten vom Himmel hangen,
Ein Regen ist kalt durch den Tag hingegangen
Und Stille macht halt, ernst ohne Bewegen.

Der Abend will sich gern niederlegen,
Die Berge reichen den Rücken hin,
Und jeder Stein will dem Dunkel sich bücken,
Dem Abend und seinem geheimen Sinn.

Sie hält den Spiegel
Daß ihr Gesicht zum Glas hinfällt,
Und ihre gehobene Hand
Stellt Kämme ins Haar,
Das Haar bebt gewellt.

Wenn sie den Arm zum Kopf hochhebt
Lebt ihres Kleides Sammt
In Falt und Wogen
Um die Gestalt.

Als lauscht sie auf Gras,
Das im Spiegelglas wächst,
Scheint sie vom Spiegel
Weit fortgezogen.

Bis sie langsam vergißt
Und nicht mehr weiß
Woher sie kam und wer sie ist.

Dann sinkt die Hand mit dem Spiegel lahm.
Sie sieht sich stumm
Errötend um,
Wie Eine die geheim gelogen.

Ich hatt' mal eine gute Zeit.
Kaum wie ein Hündlein bellt im Traum,
Sprach ich von Liebesschmerzen,
Wie jeder mal im Märzen klagt,
Wenn längst der Frühling angesagt
Und Hastigkeit die Glieder plagt,
Wenn Neugier durch die Aeste jagt
Und kahl noch der Kastanienbaum
Schier stündlich nach den Kerzen fragt.
Kaum wie vom Regenschnee der Flaum
Rührte das Leid des Aermels Saum,
Aufs höchste spürte man's am Kleid.
Blitz lag noch nicht mit Blitz im Streit,
Die Lieb lief durch die Ewigkeit,
Kein Meilenstein stand weit und breit,
Ich hatt' noch eine gute Zeit.
Die Sehnsucht traf noch nicht das Mark,
Ich sehnte mich am Sehnen stark,
Blau war noch die Unendlichkeit —
Ich hatt' mal eine gute Zeit.

Die Silberpappeln stehn hitzeschwer,
Wie Augen zucken die Blätter und schauen,
Drunten die Straße ist blendend leer,
Drauf wandert die Sonne wie's brennende Grauen.

Verliebtestes Herz, du guckst umher
Demütig wie Staub,
Dürr und voll Glut,
Ob sich die Erde nicht öffnen tut,
Daß einmal für immer die Unruhe ruht.

Rundschau

Deutsche Anleihen in Paris. In der letzten Zeit ist viel davon die Rede gewesen, daß die deutschen Reichsanleihen an der Pariser Börse zur Einführung gelangen sollten. Da die Frage gleichzeitig in Paris und Berlin erörtert wurde, und die deutschen Anleihen um dieselbe Zeit eine starke Kurssteigerung durchsetzen konnten, war es nur natürlich, daß man von dem aufsteigenden Rauch auf ein Feuer schloß. Weshalb auch nicht? Der Wunsch, den deutschen Reichsanleihen einen größeren Markt zu verschaffen und dadurch nicht nur auf den Kurs der Reichsanleihen selbst, sondern auch auf den der Anleihen aller Bundesstaaten zu wirken, ist bei der Regierung nicht minder lebendig als bei den Banken, die noch immer mit mehr als 100 Millionen Mark $3^1/_2$ prozentigen Anleihen vorjähriger Emission festsitzen. Auch soll sich, wie man schon Anfang September geflissentlich verbreitete und seitdem immer wiederholt, das Ausland für die deutsche dreiprozentige Reichsanleihe interessieren. In einem gewissen Umfange ist das wohl auch tatsächlich der Fall, und zu der Besserung der fremden Wechselkurse mögen Käufe in deutschen Anleihen für französische und namentlich englische Rechnung einiges beigetragen haben. Aber sie haben das bei weitem nicht in dem Maße getan, wie man es hier sich und anderen einzureden sucht. Nicht nur die deutschen Reichsanleihen sind von Mitte August bis Mitte September gestiegen (die 3prozentigen um $2^1/_2$, die $3^1/_2$ prozentigen um 2 Prozent), sondern auch die Anleihen der Bundesstaaten, die im Auslande so gut wie gar keine Beachtung finden. Preußische Konsols sprechen hier allerdings nicht mit, denn ihr Kurs pflegt dem der Reichsanleihe parallel zu gehen. Aber auch die anderen Bundesanleihen haben ihren Kursstand um 2 bis $2^1/_2$ Proz. verbessert. So daß es doch wohl die *inländische* Nachfrage ist, die hier wirksam ist. Um so interessanter ist es, wie nachdrücklich man den Märkten den Glauben an eine internationale Nachfrage suggeriert. Bestände diese Nachfrage wirklich in dem ihr angedichteten Maße, so würden die Banken kaum viel Wesens von ihr machen, sondern die gute Konjunktur benutzen und sich möglichst unauffällig ihrer enormen Anleihebestände entledigen. Die geflissentliche Uebertreibung speziell des französischen Begehrs wirkt aber wie ein ballon d'essai. Und es mag nun zur Einführung der deutschen Anleihen an der Pariser Börse kommen oder nicht: Wunsch und Absicht sind Mitte September ganz bestimmt vorhanden gewesen, und es lohnt sich daher, auf die Zweckmäßigkeit einer solchen Verpflanzung einzugehen.

Die Regierung ist sich über ihre grundsätzliche Stellung zur Einführung deutscher Anleihen an fremden Börsen niemals recht klar gewesen. Jeder preußische Finanzminister und jeder Reichsschatzsekretär hat darüber seine eigene Meinung gehabt. Bis zum Jahre 1890 hielt man es im nationalen Interesse für geboten, die Notierung der Anleihen auf das Inland zu beschränken. Auch Miquel war zunächst dieser Ansicht. Als er dann aber das gefährliche Experiment machte, den dreiprozentigen Zinsfuß in Deutschland einzuführen, wollte er doch auf die Hilfe des englischen Kapitals nicht verzichten. Er glaubte zwar den Boden für eine dreiprozentige deutsche Anleihe genügend vorbereitet; aber eine internationale Basis schien ihm sicherer. Die Disconto-Gesellschaft und S. Bleichröder führten also die neue Anleihe in London ein mit dem denkbar größten Mißerfolg. Unmittelbar nach der Subskription notierte der Kurs $^3/_4$ Prozent unter dem Emissionskurs und 2 Prozent unter dem Höchststande, auf den man die Anleihe vorher getrieben hatte. Es stellte sich heraus, daß für eine deutsche Anleihe beim englischen Publikum nur sehr geringe Neigung herrschte, und daß die großen englischen Voranmeldungen rein spekulativer Natur gewesen waren. In späteren Jahren bürgerten sich die Anleihen dann allerdings ein wenig in London ein. Aber sie saßen doch immer noch sehr locker, und bei der geringsten politischen Mißstimmung strömten sie nach Deutschland zurück. Die Neigung, das Ausland für deutsche Werte zu interessieren, ließ denn auch immer mehr nach. Und als das preußische statistische Bureau gelegentlich einmal feststellte, daß in England nur etwa 1,8 Prozent und in Frankreich gar nur 0,4 Prozent aller vierprozentigen preußischen Papiere kursierten, wurde amtlich hierzu bemerkt: „Die Unabhängigkeit vom Auslande, die sich aus diesen verhältnismäßig nicht erheblichen Beträgen ergibt, ist für Zeiten von Krisen, seien es solche wirtschaftlicher oder politischer Natur, von nicht zu unterschätzender Bedeutung.“ Das war 1899. Aber schon im nächsten Jahre dachte man wieder anders, denn die Geldnot war akut geworden. Man begab 80 Millionen Mark vierprozentige Schatzanweisungen nach Amerika und bekundete damit, daß man die Unabhängigkeit jetzt nicht mehr so hoch veranschlagte. Immerhin verdient die eine Tatsache beachtet zu werden: Man hat das Ausland immer nur dann in Anspruch genommen, wenn ein dringender Anlaß da war, und wenn die Forderung der Stunde gewichtig genug war, um die prinzipiellen Bedenken zurücktreten zu lassen. Und man hat sich in eine leichte finanzielle Ab-

hängigkeit nur solchen Staaten gegenüber begeben, bei denen kriegerische Verwickelungen ausgeschlossen schienen. Daß die politische Drehbühne den deutschen und englischen Vetter so bald in Kampfstellung zueinander bringen würde, das hat man in den neunziger Jahren ja nicht voraussehen können. Sonst wäre die Einführung unserer dreiprozentigen Anleihen in London ganz gewiß unterblieben.

Und heute ventiliert man ernsthaft den Gedanken, die deutschen Anleihen in Paris einzubürgern. Man will den deutschen Kredit in die Hände eines Landes legen, in dem eine große Kriegspartei täglich auf eine blutige Endabrechnung mit Deutschland dringt. Des vollen Ernstes der Frage scheint man sich gar nicht bewußt zu sein, sonst könnte man sie nicht mit so unglaublicher Leichtigkeit anfassen, ganz als handle es sich hier nur um einen beiläufigen Akt politischer Courtoisie, etwa wie bei einem Kaisertelegramm. Es handelt sich hier doch um etwas mehr. Wer das französische Publikum dadurch für unsere Anleihen interessieren will, daß er einen offiziellen Markt für sie in Paris schafft, der will nicht nur ein paar Millionen deutscher Staatspapiere nach Frankreich übertragen: Der Zweck lohnte das Mittel nicht. Nur dann macht die sehr kostspielige Einführung in das Parkett der Pariser Börse sich bezahlt, wenn man das französische Kapital systematisch an die deutschen Anleihen gewöhnen will, wie man es an spanische und italienische Renten gewöhnt hat. Und das ist auch offenbar die Absicht. Man hofft, von der zehnprozentigen Kursdifferenz zwischen der dreiprozentigen deutschen Anleihe und der französischen Rente zu profitieren und nach und nach Hunderte von Millionen Reichsanleihe nach Frankreich zu verpflanzen, vielleicht sogar den nächstjährigen Geldbedarf des Reichs in Paris zu decken, wie vor sieben Jahren den damaligen in New York. Es ist aber anzunehmen, daß man damit in Frankreich keine Gegenliebe finden wird. Denn daß die französische Regierung es wagen dürfte, die Notierung einer deutschen Anleihe etwa als Kompensation für ein politisches Zugeständnis in Marokko oder anderswo zu gestatten, ist sehr unwahrscheinlich. Die französische Bankwelt doktert an der Hebung des Tiefstands der französischen Rente genau so emsig herum wie die deutsche an der Hebung unserer Anleihekurse, und sie wird sich das deutsche Konkurrenzpapier nicht auf den Hals laden lassen. Die Rente ist ja in Frankreich das Papier des kleinen Mannes, und ein Attentat auf ihren Kursstand könnte ein Ministerium zu Fall bringen. Der französische Finanzminister hat deshalb im April d. J. ausdrücklich den Wunsch geäußert, die Pariser Banken möchten sich an der Uebernahme der neuen deutschen Schatzanweisungen nicht beteiligen. Dem Wunsche ist Folge geleistet worden, obwohl es sich um ein vierprozentiges Papier handelte. Einem dreiprozentigen deutschen Papier gegenüber dürfte es nicht erst eines ministeriellen Winks bedürfen, um den Pariser Markt zur Zurückhaltung zu veranlassen. Vielleicht kann die deutsche Bankwelt auf größeres Entgegenkommen rechnen, wenn sie die Zulassung einiger allererster Industriepapiere an der Pariser Börse beantragt. Die französische Regierung wird kaum etwas dagegen haben, wenn neben der Harpener Aktie, die schon seit Jahren von der Kulisse gehandelt wird, noch ein paar andere deutsche Montanpapiere Eingang finden. Aber das reizt unsere Banken nicht besonders. Es würde großer Vorbereitungen, einer sorgfältigen Auswahl, teurer Propaganda und einer längeren Interventionstätigkeit bedürfen, ehe man Paris zum zuverlässigen Markt für deutsche Industriepapiere herangebildet haben würde. Man hat aber keine sonderliche Lust, heute für kommende Jahre vorzusorgen. Man will der Not der Stunde, der augenblicklichen Geldknappheit abhelfen, und dafür wäre die Einführung einiger Industriepapiere in Paris ein untaugliches Mittel.

Daß die deutsche Bankwelt aber gerade jetzt auf Mittel und Wege sinnt, wie man deutsche Werte nach Paris verpflanzen und sich in finanzielle Abhängigkeit vom politischen „Erbfeind" begeben kann, daß das gerade jetzt geschieht, wirkt entschieden humoristisch. Nur wenige Wochen ist es her, daß dieselbe Bankwelt auf dem imposanten Hamburger Bankiertage der Regierung auseinander gesetzt hat, welchen Wert große Bestände an ausländischen Papieren für die nationale Kriegsbereitschaft haben. Mit aller Eindringlichkeit wurde betont, daß ein Staat nichts Besseres tun könne, als sich in ruhigen Zeiten in den Besitz möglichst großer Geldforderungen an das Ausland zu setzen und sie bei Ausbruch eines Krieges einzukassieren. Ich habe erst unlängst an dieser Stelle dargelegt, daß das nicht ganz stimmt, daß die privaten Besitzer der fremden Papiere nicht notwendig so zu handeln brauchen, wie es dem Besten des Staates entspreche; daß sie die fremden Werte vielleicht gerade im Kriegsfalle festhalten und die heimischen Anleihen fortgeben würden. Aber für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, wo speziell auf französischer Seite eine tiefgehende nationale Antipathie gegen alles Deutsche Platz greifen würde, ist der Standpunkt des Bankiertags durchaus richtig: Frankreich würde seinen ganzen Bestand an deutschen Papieren tatsächlich schon vor der offiziellen Kriegserklärung nach Deutschland zurückwerfen und alle seine auch sonst sehr beträchtlichen Forderungen an uns einkassieren.

Und je mehr Papiere es uns in Friedenszeiten gelungen sein wird in Paris unterzubringen, um so mehr werden beim Ausbruch einer Krisis zurückströmen, und um so mehr deutsches Kapital wird just im bedenklichsten Moment dem Feinde ausgeliefert werden. Daß man angesichts der klaren Erkenntnis dieser Tatsache dahin wirkt, die Abhängigkeit Deutschlands von den westlichen Nachbarn noch zu verstärken, würde auf die Lachmuskeln wirken, wenn die Sache nicht gar so ernst wäre. Alfred Lansburgh.

Theater.

Kammerspiele: Liebelei. Wie sehr haben wir dereinst dieses Stück geliebt! Es schien uns etwas ganz Wichtiges aus unserem eigenen Leben greifbar und in ernster Bedeutung vorzustellen. Eine Tragik, durch die wir alle müssen, ein Konflikt, der jedem von uns das Gewissen aufstört, wenn er ihm schon nicht zum Schicksal wird. Da war die Verliebtheit des jungen Mannes, die ihn aus der Ordnung des bürgerlichen Hauses für Stunden oder für Wochen zu den Töchtern der Niedrigeren treibt, als fortgesetzter Mord an menschlichen Seelen entlarvt. Da war das Los der armen Mädchen tragisch beklagt, die uns ein Zeitvertreib, denen wir ein Schicksal sind. Ein großes, schreiendes Unrecht war enthüllt, das in den Gesetzen der Welt und in unserem eigenen Wesen begründet zu sein schien. Und uns Wienern war vor allem gesagt, welche Schätze von Anmut, Treue und Güte wir achtlos verschwenden, wie wir das Süßeste, was unser Herz erreichen kann, unwissend übermütig mißbrauchen, das wahrste, innigste Gefühl eines ganzen Lebens achtlos nehmen und nichts dafür geben, als ein hochmütig uninteressiertes Lächeln. Uns jungen Wienern wurde gezeigt, wie diese sind, deren Seelen uns zum Opfer fallen. Unser süßes Mädel als tragische Person! Entzückt und gerührt erkannten wir sie, freuten uns melancholisch dieses Wiederfindens und genossen die schöne Traurigkeit ihrer dramatischen Existenz in gemessener Freude. Wie sehr haben wir dieses Stück geliebt!

Sein Schicksal hat sich ziemlich rasch erfüllt. Wenig über ein Jahrzehnt ist es her, daß uns diese Tragik, neu, wie sie damals war, mit der Kraft einer großen Wahrheit erfaßte. Was ist uns heute von jener Ergriffenheit geblieben? Nur ein matt lächelndes Interesse an der eigenen Vergangenheit und die sanfte Erinnerung an einen Frauentypus, den uns auch der unerträgliche Mißbrauch jenes kosenden Namens, den Schnitzler ihm gefunden hatte, nicht zu sehr entstellen kann. Das tragische Gefühl aber ist ganz verweht. Nicht etwa darum, weil wir Aelteren heute schon mit kühlem Gleichmut auf die guten Dinger sehen, die uns einst soviel zärtlichen Spaß bereitet haben. Das wäre ja doch nur eine perspektivische Vollendung und Bestätigung jener Tragik. Die Jüngeren, die noch mitten drin in solchem Erleben sind, könnten auf uns weisen und sagen: „Seht nur, wie recht er hatte. Ihr habt Seelen verschluckt und seid um nichts reicher geworden. Alles ist durch Euch hindurch, an Euch vorbei gegangen. Es war eine höchst beklagenswerte Opferung!“

Daß es keine war, das wissen wir eben jetzt. Und die Jüngeren wissen es mit uns und lächeln dem Typus, den sie eben erlernen, beruhigt zu, und lächeln über das dramatische Phantom seines Schicksals ungläubig hinweg. Das Stück gilt nur mehr, soweit es schildert. Darin bleibt es dokumentarisches Denkmal. Wo es aber die Kräfte seines Lebens in großartige Bewegung setzen, die Gewissen anrühren und läuternde Erschütterung erzeugen will, sind wir ihm taub. Seine Stimme, das wissen wir nun, ist nicht die der ehernen Notwendigkeit — und nur diese wird im Drama ergriffen angehört, — sondern die unserer eigenen eitlen Sentimentalität. Es war unsere eigene, höchst subjektive Empfindung, die diesen Mädchen die tragische Bestimmung zuwies, sich für uns in Seligkeit zu vernichten; es war nicht das Leben selbst. Denn das Leben hat allemal Zwecke, die über unsere Person ein wenig hinausgehen. Und das ist es schließlich, was wir seither gelernt haben — wir Aelteren und die Jüngeren hoffentlich mit uns: daß wir, so lieb wir uns haben und so bedeutend wir uns erscheinen, doch nicht der Mittelpunkt des Weltgeschehens sein können — und sei diese Welt auch so klein wie eine Wiener Vorstadtwohnung. Auch da geschieht, selbst wenn wir mit dem ganzen Gewicht unserer Persönlichkeit gegenwärtig sind, noch so manches neben uns, über uns, ohne uns, und das Leben ist imstande, ruhig weiter zu gehen, auch in dem Momente, da wir uns für immer daraus fortmachen. So ist das Leben. Es hat andere Zwecke. Aus dieser Christel, die schon ein edlerer Tropfen Blutes vor der naiven Gemeinheit — Typus Schlager hizzi — bewahrt hat, macht es gewiß eine äußerst wackere Mutter von Kindern, von denen eins etwa den Auftrieb in höhere Schichten erbt, sich durchsetzt und junge Herren zeugt, die selber wieder nach den süßen Mädeln greifen. Und was wir für ein Problem erotischer Tragik gehalten haben, war etwa nur ein liebenswürdig verschleierter Prozeß der sozialen Entwickelung, eine geschlechtliche Form des Klassenkampfes.

Das ist es, was wir heute an diesem Stück so unmöglich finden: daß es im Sozialen so sehr kurzsichtig ist, ganz im Gesichtskreis des Bourgeois verschlossen. Und gerade wo es davon

weg will, wo es sich bewußt gegen den Bourgeois und seine Art, die Liebe zu genießen, stellt, da offenbart sich nur um so stärker, daß es aus der Psychologie und Lebenslogik seiner eigenen Klasse nicht heraus kann. Christinens Tod, der ja ein Vorwurf gegen den bürgerlichen Liebhaber sein soll, ist von einem Begriff der Liebe diktiert, der nur in bürgerlich-literarischen Kreisen götzenhaft gilt. Weiter unten wechseln die Begriffe; und auf die Frage: Was war ich ihm? kann es da kaum eine tötliche Antwort geben. Man hat da, wie verliebt man auch sei, noch immer ganz andere Sorgen, als solche, die — an einen Leichnam gerichtet! — eigentlich ins Gebiet der verspäteten Psychologie gehören.

Soviel ungefähr ist gegen das Stück zu sagen. Wie sehr das alles zugleich für Schnitzler spricht, hat sich seither gezeigt. Seine Bestimmung war, der Dichter der eleganten, künstlerisch erhobeneren, bewußt empfindsamen Bourgeoisie von 1900 zu sein. Und sein Instinkt befahl ihm, lieber nach seiner Natur zu irren, als aus seiner Natur zu fallen. So kommt es, daß dieses rührend naive Herz nach zwei Akten kleinbürgerlich anschmiegsamer Liebe im dritten plötzlich die große psychologische Weisheit eines bourgeoisen jungen Herrn von 1900 kundtut. Immerhin, zwei Akte lang steht sie für sich selbst da, nach ihrer eigenen Art geformt, in Uebereinstimmung mit ihrer Seele und mit ihrer Klasse. Es ist ein wunderschönes Bild, ein Bild von hohem künstlerischen Wert und von dokumentarischer Dauer. Der Typus ist mit dem ganzen Reiz seiner psychologischen und sozialen Zwiespältigkeit gegeben: in seiner gesund proletarischen Schlichtheit und wieder mit der kleinen süß schmerzlichen Nostalgie nach gut bürgerlichem Wesen, von dem er seine Begriffe von Ehre und Treue, von Reinheit und Einheit in der Liebe hat. Daß dieser Zwiespalt schließlich so grell ins Bewußtsein tritt und so heftige Worte findet, ist fehlerhaft und gegen die Natur. Aber daß der Zug zur höheren Klasse so fein gesehen und so still gestaltet ist, wie im ersten und zweiten Akt, dazu brauchte es das Auge und die Hand dieses von Grund aus bourgeoisen Dichters. Es ist ein Werk seiner persönlichsten Kunst und rühmlicher Dauer würdig.

Für Kammerspiele ist dieses Drama sehr geeignet. Es sieht sich mit seinen liebenswürdigen Reizen und mit seinen unschuldigen Irrtümern in nächster Nähe noch recht gefällig an. Eine kluge Regie wird sich an die stilisierte Schilderung der Milieus und der Typen halten und der Tragödie, soweit es angehen will, Schweigen auferlegen. Der Schluß des Stückes müßte in einem undeutlichen, etwas melancholischen Dämmer bleiben, als eine Möglichkeit der Stimmung, nicht als Notwendigkeit des Schicksals wirken. Alles Programmatische in dieser letzten Auseinandersetzung, alles, was die Dinge vorher zum höheren Problem erheben kann, müßte vermieden werden. Sonst springt plötzlich und mit unangenehmer Aufdringlichkeit aus dieser feinen Wiener Milieukomödie das französische Sittenstück heraus, zu dessen hochbegabter Deszendenz sie gehört. Und begabte Deszendenz bedeutet Ueberwindung, nicht Rückfall. Darum war es mir in der Aufführung der Kammerspiele höchst peinlich, daß Fräulein Höflich im letzten Akt so angestrengt schreien, so erbittert predigen zu hören. Diese Worte fielen mit einer so durchbohrenden Schärfe, mit einem so niederschmetternden Gewicht aus ihrem Munde, als zöge da irgend eine ernsthaft heroische Natur das letzte Fazit aus ihrem verlorenen Leben. So überbestimmt und prinzipiell sprachen, wenn es tragisch wurde, die großen Damen und die befrackten Helden aus dem Salonstück der vorvorletzten Generation. Dieses unzeitgemäße Losbrechen wurde nur um so schmerzlicher, weil vorher die Gestalt in ihrer rechten blonden Süße erschienen war. Der Typus war dort, wo er noch nicht tragisch wird, ganz wunderschön getroffen. Figur und Gebärde, Ton und Blick und Haarfarbe — das fand sich zu einer sehr natürlichen, in aller charakteristischen Bedeutung doch unauffälligen Einheit zusammen. Und die traurige Melodie der zweifelnden Fragen, das stille Beben der Angst in der zwitschernden Stimme, der leicht hinschwebende melancholische Unterton der Rede, das war nun zum Entzücken gar. Schade, daß dieses echte und feine schauspielerische Kunstwerk zum Schlusse sich selbst zerstört.

Sonst läßt sich von dieser Aufführung wenig sagen. Sie ist gut. Die Szene selbst hat immer den bewußt verfeinernden, leicht gezierten Stil, der vom Dichter herkommt; ein wenig oberhalb der baren Natürlichkeit. Die Figuren sind leicht und sauber angefaßt, keine zur Charge verzogen, keine unnütz zum Problem vertieft. Man findet sich rasch und angenehm in dieser netten kleinen Welt zurecht. Daß ihre Gebilde nirgends zu bedeutenderen Dimensionen aufwachsen, ist heute, da wir dieses Stück eigentlich schon mehr historisch als menschlich auf uns wirken lassen müssen, kein sehr bedauerlicher Mangel mehr.

Willi Handl.

Der Bund der Jugend. Als erstes Stück für seinen Ibsenzyklus hat Otto Brahm jetzt den „Bund der Jugend“ einstudiert. Er hat recht, *sein* Ibsen beginnt mit diesem Stück. Der meine nicht, und der Ibsen, dessen lebendige Kunsttat diese Generationen überleben wird — so denke ich — auch nicht. Der hatte, als er im Jahre 1869 den „Bund der Jugend“ schrieb, seiner innersten Lebensweise schon zwei zeitlos

große Symbole errichtet: „Brand“ und „Peer Gynt“, der trug im Geiste schon sein drittes Unsterblichkeitswerk, den „Kaiser und Galiläer“, in dessen zehn Akten die große Zwiesprache unserer Zeit mit dem Geiste des Christentums zu einem welthistorischen Bilde von monumentaler Kraft verdichtet war. Hier war in stärkster Kraft und reinster Klarheit alles ausgesprochen, was Ibsens Willen zur Welt eigen und groß machte. Hernach begann ein ethisch leidenschaftlicher, künstlerisch unreiner Wille, den Genius Ibsens zu leiten, ein Wille unmittelbarster Einwirkung auf die gegenwärtige Lage, zu allen verständlicher, allen bemerklicher Aussprache. Und das große schwere Gold seiner drei Meisterwerke wurde im Feuer dieser pädagogischen Leidenschaft geschmolzen, um in kleinen blanken, scharf gestempelten Münzen seinen Umlauf zu nehmen. Der Prägestock, der ihm hier diente, war das französische Tendenz- und Gesellschaftsstück mit seiner höchst parteiisch akzentuierenden, höchst deutlich zum Ziel des Autors weisenden Formgebung — jenes Stück, das um seiner so undichterischen Absichtlichkeit willen sehr theatralisch wirksam und dramatisch sehr unfruchtbar ist. In diese lieblos scharfe Form aktualisierte sich das große Ibsensche Weltbild und erwirkte so die weltberühmten Tagessensationen der „Nora“ und der „Gespenster“. Unter diesen kalt klaren Abläufen aber floß dunkelglühend der Strom Ibsenschen Künstlertums einher; sein reineres, unbeschränktes Sehen, seine parteilose Liebe zu der widerspruchsvollen Welt. Diese tiefere Kraft ist es gewesen, aus der alles quoll, was man als seine Vertiefung der von französischer Tendenzschriftstellerei gezeugten Form empfunden: die mehr zweckverhüllende und nur deshalb „natürlichere“ Technik, die reiner gefühlte und nur deshalb „psychologisch feinere“ Charakteristik“, die als Symbol in das Zweckdrama eindringende Lyrik; und diese tiefere Kraft war es, die, zwanzig Jahre hindurch von Werk zu Werk mächtiger anschwellend, die überdeckende zweckgeborene Form mehr und mehr lockerte, schließlich völlig überflutete und jene wundervollen Altersgedichte schuf, die nicht mehr wirksam klar und allgemein verständlich — aber wieder unbeschränktes Gefühl zur ganzen Welt, reine Kraft sind. Dies scheint mir das außerordentliche am Lebensgang des Peer Gynt-Dichters, daß seine bekannteste, erfolgreichste Epoche in Wahrheit nichts ist als der Weg einer Dichterseele durch die Wüste politischer Schriftstellerleidenschaft: vom Fruchtland reifer Manneskraft zum reichen Garten hoher Greisenkunst.

Den Nationalisten aber, die uns vor zwei Jahrzehnten die „naturalistische“ Mode gemacht haben, war es nicht gegeben, den Blutschlag unseres eigensten Lebens durch den majestätischen Faltenwurf eines phantastischen Gewandes hindurch zu spüren; sie bedurften des modernen Kostüms, um ihre Wirklichkeit, um Gegenwart zu spüren. Den engbrüstig kräftigen Intelligenzen der Schererschule, die zwei Jahrzehnte das literarische Leben Deutschlands beherrschten, denen galt nur der Ibsen, der ein sehr viel besserer, freierer, tieferer Dumas — und doch noch immer kein reiner Künstler war, der so faßbare Streiter der Gesellschaftsdramen. Dessen Erstlingswerk, den pathetischen „Stützen“ um ein halbes (nach „Kaiser und Galiläer“) gewidmetes Jahrzehnt vorausgesandt, ist freilich der „Bund der Jugend“. Mit dem „Bund der Jugend“ mußte Brahm den Zyklus eröffnen, der seinem Ibsen geweiht ist.

Dies Lustspiel zeigt den Einfluß einer skrupellos derben Theaterkonvention womöglich noch deutlicher als die überraffiniert konstruierten und aufdringlich pathetischen „Stützen der Gesellschaft“. Gefälschte Wechsel und vertauschte Briefe, verwechselte Namen und derbgezettelte Intrigen müssen herbei, damit der Wühler Stansgard schließlich der Düpierte ist und drei Verlobungen beieinander sind. Es ist freilich wahr, daß diese grobe Theaterwelt und ihre zum Teil noch so einfarbig gezeichneten Charaktere beinahe alles im Keime umschließen, was die späteren Gesellschaftsdramen soviel feiner, diskreter und tiefer gegeben haben. In Ibsens ganzem Werk gibt ja kein Auffinden neuer Themen, sondern immer neue Spiegelung des gleichen Motivkomplexes den Fortgang. Ibsens tiefaristokratische Verachtung des Demagogentums und zugleich sein neues Wissen von einem doppelten Bewußtseinsboden findet schon recht starken Ausdruck in der Gestalt des völlig gewissenlosen und dabei unschuldvoll offenen, dreist verlogenen und warmherzig überzeugten Demagogen Stansgard, den die elementare Reinheit seiner egoistischen Instinkte gewissermaßen moralisch immun macht. — Auch in der Schilderung des intriganten verlogen-„idealistischen“ Bürgertums ist manch tiefer satirischer Zug, in der Gestaltung des alten vornehmen Kammerherrn manch feine Wendung vom „Verfall einer Familie“. Aber als Ganzes ist dies Stück doch gar nicht zu verteidigen. Ja, es ist wohl das einzige Theaterspiel Ibsens, in dem das Thema überhaupt zu keiner inneren Lösung geführt, sondern in oberflächlichstem Zusammenhang von ganz anderen bedeutungslosen Vergnüglichkeiten abgelöst wird; statt des naiv verlogenen Demagogen mit seinem Bund der Jugend haben wir schließlich bloß einen unwahrscheinlich kecken Mitgiftjäger mit drei entwischten Partien vor uns. Das Wohlgefallen an der Psychologie dieses Glücksritters kann doch nicht darüber wegtäuschen, daß das enge, aber immerhin gewichtige geistige Motiv des

Stückes ganz zum belanglosen Hintergrund einer konventionellen Lustspielintrige herabsinkt.

So ist Sinn und Bedeutung dieses Ibsenschen Stückes nicht zu retten; jedes Betonen seiner ernsten Absicht kann nur den Blick für seine Schwächen schärfen, und alle Rettung liegt in mutiger Ausbeutung seiner kräftig possenhaften Elemente. Daß sie sich zu dieser Rettung ohne falsche Pietät entschloß, war das entscheidende Verdienst der Inszenierung im Lessingtheater. So gab es statt einer literarisch langweiligen eine herzhaft lustige Aufführung. Man konnte zeitweise vergessen, daß es Ibsen war, und sich ungeniert an dieser harmlosen Witzigkeit amüsieren. Daß das Körnlein tieferer Lebenskunde, das der Große denn doch auch hier verstreut hat, nicht ganz verloren ging, dafür sorgte schon Bassermann, der als Stansgard die selige Schamlosigkeit dieses überwältigend frechen Burschen urmächtig zum Ausdruck brachte. Auch Sauer als alter, ein wenig überlebter Aristokrat, Reicher als klug lavierende Größe von gestern, Marr als vollsaftig grober Plebejer hatten viel zu viel eigenster Natur in ihre Rollen einzusetzen, um nicht durch die Lustspielsphäre hindurch in Tiefen größerer komischer Kunst zu deuten. Andre wie Ziener, Meinhart und die Eberty bewegten sich wenigstens resolut und munter in dieser Lustspielwelt, und wenn nicht ein schlecht akklimatisierter Pathetikus aus Dresden und das talmidämonische Fräulein Orloff gewesen wären — wir hätten eine Vorstellung gehabt wie in den besten Zeiten des Brahmschen Ensembles.

Julius Bab.

Neues Theater: Thabatrathe. Drama in zwei Akten von Julius Berstl.

Liebe. Komödie in einem Akte von Gustav Wied.

Wieds Komödie, wie leicht und sorglos auch gefügt, ist ein recht amüsierliches Stück. Der Mitwelt Spaß zu machen, ist dieses Autors Beruf und mehr als das: sein innerer Drang. Darum überwindet er so leicht alle literarischen Hemmungen, unbekümmert um die ästhetisierenden Nörgler im Parkett.

Und hat er nicht recht zu lachen und lachen zu machen auf seine Weise? Zeigt nicht ehrlich der Stil seiner Komödie, daß sie mit anderen Maßen gemessen werden will als mit denen einer rationalistischen Kritik? Er pfeift darauf, wahrheitsgetreu konturierte Menschen zu schildern, er will den Inhalt menschlichen Lebens geben, gezeigt an Puppen, Marionetten oder wie man es nenne. Er verzerrt die Linien der Wirklichkeit nach wohlbedachtem Plane, um durch Uebertreibung das Charakteristische nur noch deutlicher zu demonstrieren. Solches freilich ist von jeher das verbriefte Privileg der Komödienschreiber gewesen von Aristophanes an bis Shakespeare und Molière. Doch heutzutage soll es auf einmal nicht mehr gelten, höchstens im Schwank noch und in der Posse. Als ob die einzelnen Arten der Gattung mehr durch die äußere Form bestimmt würden denn durch ihr inneres Wesen!

Die Mitwelt, die der lustige Knabe durch seine Gegenwart erfreuen will, teilt sich ihm in zwei Kategorien, in die wenigen Kunstverständigen und in die vielen Kunstbanausen. Für diese nur hat die Oberfläche Geltung, jenen zwinkert er unter geheimnisvollem Augurenlächeln zu, daß noch etwas anderes in seinem Stück drin sei, was die Menge nicht merkt und auch nicht merken soll.

Und in der Tat, die meisten der Zuschauer verließen wohl am Ende das Haus, ohne zu ahnen, daß in Wieds Komödie mehr steckt als die harmlose Verulkung sentimentaler Backfischromantik. Von diesem Mehr sei kurz hier die Rede.

Daß die beiden Liebenden am Ende sich kriegen, ist eine entzückende Ironisierung des konventionellen Lustspiels. Die zwei Menschenkinder, die sich am Schlusse beglückt um den Hals fallen, sie gehören gar nicht zusammen, sie sind im Temperament und Wesen so merklich voneinander verschieden, daß der einsichtige Zuschauer wünschen möchte, es soll aus ihnen kein Paar werden. Solchem Wunsche scheint der Autor auch anfangs Rechnung zu tragen, denn das Mädel gibt ihrem tölpelhaften Liebhaber zunächst einen Korb und begünstigt den ihrem Geschmack und ihrem Herzen weit näheren Nebenbuhler. Aber plötzlich durch eine Rührszene voll lustigem Spott und derber Komik führt Wied die Intrige zu sentimentalem Ende. Und das Publikum klatscht Beifall, denn es merkt nicht, wie der Autor es zum Narren hält.

Parallel zu diesem freien artistischen Spaß geht neben der unschuldig gemächlichen Oberfläche der Komödie eine zweite Eulenspiegelei vor. Der Selbstmordversuch des zuerst verschmähten Liebhabers, der doch rein parodistisch zu nehmen ist, wird im Stück wie im Urteil des Publikums ein hinlängliches Motiv für den Umschwung der Gesinnung des Mädels und ihrer Umgebung. Das geht zwar gegen die Logik der Charaktere, aber nicht gegen die philiströse Moral der Masse, die auch hier kein Gefühl dafür hat, daß sie verulkt wird.

Wieds Komödie mit doppeltem Boden wurde weit besser gespielt, als der Ruf des Schmiedentheaters es erwarten ließ. Blieben auch die Ensembleszenen steif, schwankte auch der Stil der Aufführung zwischen Burleske und Lustspiel hin und her, so gab es doch tüchtige Einzelleistungen. Besondere Art in ihrer unschein-

baren Rolle zeigte Marie Glümer. Man stelle sie endlich auf den Posten, der ihr gebührt.

Vor dem Einakter wurde das zweiaktige Drama eines Anfängers gespielt, der für die Bühne mir keine Hoffnung zu bedeuten scheint.

Lothar Schmidt.

Mode und Kunst. Daß der heutigen Mode eine starke künstlerische Unterströmung eigen ist, dürfte allgemein zugegeben werden, wie unvollkommen ihre Ideen häufig auch interpretiert werden. Wohl ist Frankreich überwiegend an der Ausgestaltung des komplizierten Toilettengebildes beteiligt, allein die künstlerische Richtung hat in erster Linie doch England mit seinem Präraphaelitismus gegeben. Dadurch bestätigt sich die alte Erfahrung, daß mit der Weltherrschaft auch die Führung in der Mode verknüpft ist, eine Regel, die mit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 von Paris durchbrochen zu sein schien. Ueberhaupt darf man diesen Satz wohl dahin erweitern, daß alle Kulturnationen, die aktiv in die Tagesgeschichte eingreifen, sofort einen geistigen Niederschlag ihres künstlerischen Wesens in der Mode veranlassen, daher der stark ausgesprochene Japanismus in der heutigen Bekleidungskunst, seit das kleine Inselreich zu einer Stimme im politischen Weltkonzert gelangt ist. Rechnen wir noch den sezessionistischen Einschlag aus jüngster Zeit und den Anklang an die Taillenbekleidung Marie Antoinettes hinzu, so hätten wir die Elemente ziemlich vollzählig beisammen, aus denen — wenn auch in stetig wechselnder Mischung — die heutige Mode zusammengeschmolzen wird. Bisweilen begegnen wir darin einer interessanten Erscheinung, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Mitklingen der Obertöne in der Musik hat, wenn nämlich ein Stil einen anderen, zeitlich durchaus von ihm verschiedenen und im Grunde doch verwandten anregt.

Das blusige Korsage der diesjährigen Mode hat z. B. seine fichuartig gekreuzten Vorderteile der Zeit der ersten schwachen politischen Erdbebenstöße vor dem großen Ausbruch von 1789 entlehnt. Die ähnliche Achselträgermode dagegen stellt sich uns als ein Kind der Sezession dar, der Reformkleidung, die da fordert, daß die Gestalt durch das Kleid hindurchwirke, nicht dahinter verschwinde und die weibliche Erscheinung zu einem mehr oder minder kunstvollen Ornament herabwürdige. Alle drei Richtungen gehen teils nebeneinander her, teils ineinander über und rufen dann eine Fülle hübscher Kombinationen hervor, die wiederum auf dem besten Wege sind, ein neues Genre einzuleiten. Da wachsen sich die Bretellen zu einem kleinen Fichu aus, und dieses wieder dehnt sich mit den kurzen Kimonoärmeln zu einer capeartigen Form. In den kurzärmeligen Kimonorumpf wird ein viereckiger großer Brusteinsatz aus Stickerei gefügt, so daß manchmal die japanische Hülle nur noch den Rahmen für dies Kunstwerk abgibt und durch die Faltenraffung im Taillenschnitt ganz vom Blusengenre absorbiert wird. Dann allerdings wirkt er leicht etwas schwerfällig.

Die gekreuzte Taillendraperie, die sich an das Fichu anlehnt, ruft übrigens die Erinnerung an ein wunderschönes, kürzlich in London bei Christie für 63000 Frcs. verkauftes Gemälde von Mme. Vigée-Lebrun wach, das Melanie de Rochechouart, Marquise Daumont, Herzogin von Plennes darstellt. Auch hier ist die fichuartige Kreuzung Prinzip der Büstenbekleidung. Aber mit wieviel größerer ästhetischer Logik ist es durchgeführt. Der tief herzförmige Halsausschnitt läßt im Rücken den Nackenansatz sehen. Als einziger Besatz eine schmale, abstechende Randbordüre. Da ist keine steife Kreuzung oder geometrisch exaktes Zusammentreffen der schrägen Stoffteile, wie jetzt meist üblich. In sanft geschwungener Linie gleiten sie vielmehr übereinander hinweg. Ja der Rand der linken Hälfte ist in graziöser Lässigkeit umgeschlagen, wie unabsichtlich, als der seidene, schärpenartige Doppelgürtel um die Taille geschlungen wurde. Aber noch einen Vorzug hat dies alte Gemälde vor unserer modernen Wirklichkeit, und damit berühre ich einen anderen wunden Punkt in unserer Mode. Die weiche und doch elastische Haltung der schönen Herzogin, die mit den wunderbaren, an einen klaren, unergründlichen See erinnernden Augen den Hauptreiz des Gemäldes bildet, ist bei keiner der modernen Fichubluse erreichbar, die schöne Herzogin trug eben — kein Korsett. Zwar werden die großen französischen und englischen Korsett-Fabrikanten aufs lebhafteste behaupten, daß ihre Erzeugnisse biegsam genug seien, um die gewagtesten akrobatischen Verrenkungen darin auszuführen, und illustrieren dies auch handgreiflich auf dem immer geduldigen Papier ihrer Kataloge und Reklameankündigungen. Allein man sehe sich doch einmal einen dieser modernen, fast den ganzen Rumpf umschließenden Panzer an, und man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß sie das reizvolle Spiel feinster Muskeln, von denen die schöne Körperbewegung und Haltung abhängt, zum großen Teil aufheben.

Aber die heutige Mode enthält noch mehr Versteifungen, die ihrer ästhetischen Wirkung unbedingt Eintrag tun.

Bezeichnenderweise ist es das Straßenkostüm, das am meisten darunter zu leiden hat. Da gibt es z. B. außer dem sogenannten Stolamantel steif abstehende Jäckchen, die über weiten

Faltenröcken getragen werden und die — man sieht nicht recht warum — für Lawn-Tennis-Spielerinnen bestimmt sind. Die Vorderteile der Jacke, die etwas weiter, aber nicht länger sind als der Taillenschluß, ragen in schroffer Unterbrechung des allgemeinen Linienflusses senkrecht über den Rock hinaus. Von einer harmonischen Teilnahme an der Bewegung der Gestalt kann dabei nicht die Rede sein, da jedes die Bewegung vermittelnde Bindeglied fehlt. Die abstehenden starren Vorderteile der Jacke führen vielmehr beim Spiel zahllose selbständige kleine Evolutionen aus, die wohl der Grazie, aber nicht immer der Komik entbehren. —

Neuerdings tritt in Paris das Tunikakostüm mehr in den Vordergrund. Es ließe sich vom künstlerischen Standpunkt nichts dagegen einwenden, wenn es konsequent durchgeführt wäre. In dem, was wir heut Tunika nennen, wird doch — mehr oder minder vollkommen — die das ganze Mittelalter hindurch herrschende Idee des Doppelgewandes wieder lebendig. Dieses war eine Verschmelzung der fränkischen und römischen Tracht, die sich ungefähr um das Jahr 1000 vollzog. Es bestand aus einem oberen, ärmellosen, um den Hals, oft auch tiefer ausgeschnittenen Kleide, das das darunter befindliche sehen ließ, besonders bei der Frauentracht. Nun tritt bei der modernen Toilette wohl auch die oben dekolletierte, in diesem Fall zartblaue Voile Ninon-Bluse mit den kurzen angeschnittenen Kimono-Aermeln so weit zurück, daß die Unterbluse aus weißen venetianischen Spitzen zur Geltung kommt, aber der blaue Voile-Rock reicht doch bis zur Erde herab, statt daß darunter nun wieder ein Spitzenkleid zum Vorschein käme. Vielmehr hängen nicht nur ein, sondern ganz unmotiverweise sogar zwei schleppende Tuniken über dem blauen Unterkleide.

Unser Formgefühl also könnte recht gut noch eine Steigerung erfahren. Dagegen darf die Kunst mit dem Reichtum der Farben, der Schönheit ihrer Zusammenstellung und Verschmelzung, die ihresgleichen wohl nicht in der Vergangenheit hat, zufrieden sein. Seit die Impressionisten die Macht der Farbe entdeckt haben und die Technik uns alljährlich um eine Fülle neuer Nuancen bereichert, versteigt sich wenigstens das Ball- und Gesellschaftskleid oft zu förmlichen Farbenorgien. In diesem Jahr tritt eine Neigung für Regenbogenfarben hervor. Teils erzielt man sie durch mehrfach übereinander gelegten verschiedenfarben irisierenden Chiffon, teils bringt man sie fix und fertig in Chiné-Bändern und -Stoffen auf den Markt. Besonders ein sehr warmes, an Flammen erinnerndes Orange gilt als sensationelle Modeerscheinung. An seinem unteren Rande war z. B. ein isabellenfarbenes Tüllkleid auf ebensolchem Libertyseidengrund mit einem breiten Seidenstreifen geschmückt, dessen orangefarben abschattierte Rosen über grüner Blätterunterlage sich wie der rosige Duft des Morgenhimmels in den strahlenden Hintergrund verloren. Auf der anderen Seite ruft die große Farbenfreudigkeit gleichsam als Widerspruch die auffällig starke Verwendung von nüchternem Weiß hervor, bald in harter Nuance, wie Piqué und Leinen es mit sich bringt, bald in den zarten, nebelartigen Uebergängen von feinen Schleiergeweben. Besonders in den internationalen Bädern sieht man häufig Damen von Kopf bis zu Fuß in schneeiges Weiß gekleidet. Sogar die Farren und Tulpen auf ihren Hüten müssen sich zur Unschuldsfarbe bekennen. Damit klingt die Mode an die Zeiten der Mme. Récamier an, die noch mit 65 Jahren weiße Musselin-Kleider trug. Noch tyrannischer regierte diese Mode aber schon die Römerinnen des ersten Jahrhunderts nach Christo. Keiner Dame der besitzenden oder gebildeten Klassen, keiner ehrbaren Frau wäre es damals eingefallen, sich anders denn in fleckenloses Weiß zu kleiden. Gewänder in anderen Farben — und deren Auswahl war damals recht gering — galten als ein Zeichen der Armut, der Barbarei und vor allen Dingen eines lockeren Lebenswandels.

Helene Volchert-Lietz.

Notiz.

Der Leiter des lyrischen Teiles, Hugo von Hofmannsthal, sieht sich angesichts der Reichlichkeit lyrischer Produktion von unzweifelhaft literarischem Niveau, wie der gegenwärtige Moment sie aufweist, vor die Wahl gestellt, entweder seinem Ressort einen bestimmten Charakter zu wahren, oder aber mit den ganz schätzenswerten, aber hinlänglich zahlreich vorhandenen Antologien an Reichhaltigkeit und Buntheit des Inhaltes zu wetteifern, und muß sich daher notgedrungen auf die Beiträge eines kleinen Kreises von Mitarbeitern beschränken. Da Herr von Hofmannsthal diesen Kreis zurzeit nicht zu erweitern gedenkt, so bitten wir die Leser des „Morgen", von weiterer Einsendung von Gedichten vorläufig abzusehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlitzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Wiesbaden.

Weltbekannter Kur- und Badeort.

Saison das ganze Jahr

Berühmte Kochsalzthermen v. 65,7° C.
Alle modernen Heilverfahren.

Unübertroffene Heilerfolge.

160000 Kurfremden jährlich. 210 Aerzte, darunter Spezialärzte für alle Krankheiten. 230 Badhäuser, Hotels und Pensionen.

Neues Kurhaus,

erbaut mit einem Kosten-Aufwande von fünf Millionen Mark.

Königliches Theater mit Schauspiel und Oper, **Residenztheater,** mehrere **Variétés.**

Ebenso bevorzugt als dauernder Wohnsitz.

Alle Annehmlichkeiten der Großstadt u. gleichzeitig des fashionablen ruhigen Kurortes. — Kurprospekte durch die

Städtische Kurverwaltung.

Wiesbaden: Nassauer Hof Hotel u. Badhaus

am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Kaiserplatz **Berlin-Wilmersdorf,** Kaiserplatz 15.

Kultur- und Sittengeschichtliche Werke
v. Dr. Eug. Dühren (Hagen, Weisenburg).
DER MARQUIS DE SADE U. SEINE ZEIT, e. Beitr. z. Kultur- u. Sittengesch. d. 18. Jahrhdts. m. bes. Bez. a. d. Lehre v. d. Psychopathia sexualis. 4. Aufl. 537 S. 10 M., geb. 11½ M.
DAS GESCHLECHTSLEBEN IN ENGLAND, BES. IN LONDON. 3 Bde. I. Prostitution u. Ehe. II. Flagellomanie. III. Homosexualität u. and. Perversitäten. à 10 M., geb. à 11½ M.
DIE SEXUELLE OSPHRESIOLOGIE, d. Beziehgen d. Geruchsinnes u. der Gerüche z. menschl. Geschlechtstätigkeit. 2. Aufl. 06. Eleg. br. 7 M., Origbd. 8 M.
DAS „VERSEHEN" DER FRAUEN u. d. Anschauungen d. Aerzte u. Naturforscher darüber. M. 10 Abb. u. 2 farb. Umschl. v. Fidus.
Ausf. Verzeich. gr. u. fr. Verlagsanerb. erw.
Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übernimmt liter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuß. günst. Bedingungen.
Offert. unt. **S. G. 85** an **Daube & Co., Leipzig.**

Verlagsanstalt erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. E." die Expedition des „Morgen", Berlin W. 50, Eislebenerstr. 14 ::

Große

Herrschaft

mit 2-3000 Morgen Land u. entsprechendem Waldbesitz, landschaftlich schön gelegen, Schloß möglichst der Neuzeit entsprechend ausgebaut – ev. Ausbaumöglichkeit gegeben — sofort zu kaufen gesucht. Ausführliche Off. erbeten unt. **H. 15** an d. Expedition „Morgen", Berlin W. 50.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.